Biblioteka
U.M.K.
Toruń
37389
II

Drei Wochen russischer Gouverneur.

Erinnerungen an die Besetzung Gumbinnens durch die Russen August—September 1914

von

Dr. Rudolf Müller,
Professor an der Königl. Friedrichschule zu Gumbinnen.

Gumbinnen.
Verlag von C. Sterzels Buchhandlung
(Gebr. Reimer).

VI. B. 174.

Drei Wochen russischer Gouverneur.

Erinnerungen an die Besetzung Gumbinnens durch die Russen August—September 1914

von

Dr. Rudolf Müller,
Professor an der Königl. Friedrichschule zu Gumbinnen.

Gumbinnen.
Verlag von C. Sterzels Buchhandlung
(Gebr. Reimer).
1915

37389
4

Am 18. Juli 1914 bestiegen wir von Aßmannshausen aus den Niederwald. Während uns vom Rhein aus das Denkmal nur winzig klein erschienen war, staunten wir jetzt die imposante Größe an, und allmählich bemächtigte sich unser aller — es waren glücklicherweise keine unberufenen Gäste dabei — eine feierliche Stimmung. Diese wurde bald noch erhöht, als drei junge Leute kamen, von denen einer auf einer Guitarre ernste Lieder zu schönem Vortrage brachte, denen alle andächtig zulauschten. Dann kamen etwa 20 Schüler mit einem Lehrer. Sie sangen feierlich dem hehren Orte angemessene Lieder. Da blieb tatsächlich kein Auge tränenleer, und stumm in heiliger Andacht saßen alle ringsumher, den Blick zum herrlichen Denkmal gerichtet.

Auf dem Wege nach Rüdesheim lösten sich unsere Zungen. Wir gedachten der glorreichen Zeit, an die wir eben so lebhaft erinnert worden waren, und waren unwillig, daß sich inzwischen Deutschland viele Demütigungen ungesühnt hätte gefallen lassen, statt wie damals zum Schwerte zu greifen und die frechen Feinde niederzuschmettern.

Wir ahnten nicht, wie nahe uns der Krieg bevorstände; wir ahnten nicht, welche furchtbaren Opfer er aus unserer Mitte fordern würde.

Auf der Durchreise durch Berlin erlebten wir in der Nacht vom 28. zum 29. Juli die ungeheure Aufregung, die Oesterreichs Kriegserklärung an Serbien hervorrief. Scharen zu Tausenden zogen wohlgeordnet unter Absingen patriotischer Lieder durch die Straßen. Auch ich wurde von dem Taumel ergriffen. Gefragt, wieso denn Oesterreichs Kriegserklärung Veranlassung zu solcher Begeisterung geben könnte, erklärte ich: Ein Krieg ist für Deutschland unausbleiblich. Die Feinde sind mit ihren Rüstungen fertig, und Oesterreichs Bundesgenossenschaft ist für uns sehr wesentlich. Deutschland wird treu zu seinem Bundesgenossen halten. Ob in Oesterreich mit

seinem Gemisch von Völkern, die zum Teil sehr deutschfeindlich sind, die Begeisterung für die Bundesgenossenschaft ebenso groß gewesen wäre, wenn Deutschland zuerst den Krieg erklärt hätte, sei zweifelhaft. — Dadurch erweckte ich die Zustimmung zum allgemeinen Jubel. — Im Jahre 1870 kann die Begeisterung kaum größer gewesen sein.

Am 30. Juli war ich in Gumbinnen angelangt. Am 1. August erfolgte die Kriegserklärung und Einberufung der Reserve und Landwehr.

Es war ein erhebender Anblick zuzusehen, wie die Landwehrleute eingekleidet wurden. Es herrschte bei ihnen dieselbe Begeisterung, wie bei dem jüngsten Freiwilligen. Und nicht nur die Männer waren vergnügt, die Frauen waren stolz auf ihre Männer, legten ihnen die Tornisterriemen zurecht, damit sie nicht drückten, die Kinder zupften an den Röcken der Väter, damit sie recht hübsch aussähen. Die Männer schoben unter Lachen sich die Halsbinden zurecht, damit sie vorschriftsmäßig säßen. „Solche Truppen werden siegen", das sagte man sich bei dem Anblick.

Die Männer begrüßten sich herzlich. Sie hatten vielleicht als Rekruten und während der Dienstzeit in derselben Kompagnie gestanden.

Es folgten nun Truppenmärsche an die Grenze. In endlosen Zügen wechselten Artillerie, Infanterie und Kavallerie miteinander ab. Es erschien uns die Menge so unendlich, daß wir unseren Grenzschutz für sehr sicher hielten. Wir glaubten, die Russen würden nicht imstande sein, irgendwo durchzubrechen und die Provinz in irgend welcher Weise zu schädigen.

„Großer Sieg bei Eydtkuhnen, Erstürmung von Kibarty" lauteten die ersten Kriegsnachrichten. Wir erhielten sie von Berlin her. Dort sollen sie unendlichen Jubel hervorgerufen haben. Hier war davon nicht viel zu bemerken. Im Gegenteil machte sich die Ansicht geltend, es könnte kleineren Vorteilen leicht übermäßige Bedeutung beigemessen werden. Das wollten wir lieber den Feinden überlassen. Darüber waren wir uns alle klar, daß ein Kampf gegen eine derartige Uebermacht, ein Kampf gegen die Welt, nicht ein Siegeslauf, wie 1870, sein könne, daß wir uns im Gegenteil damit vertraut machen müßten, auch manchmal der Uebermacht weichen zu müssen, auch einmal eine kleine Schlappe zu erleiden. Nur das Endresultat des Kampfes: „Sieg der Deutschen" war uns sicher.

Wir kannten Kibarty als offenen Ort mit wenigen Straßen, daher erschien uns der pomphafte Ausdruck „Erstürmung" wenig passend gewählt. Bald verbreitete sich noch dazu die Nachricht, von bedeutenden Verlusten, die gerade das

Gumbinner Regiment erlitten hätte. Dann kam der Rückzug aus Kibarty, ein Zurückweichen vor bedeutender Uebermacht. Alles wirkte deprimierend. Erzählungen, wie die, daß ein Berliner vor einer Anschlagsäule, an der eben wieder eine neue Siegesnachricht angeschlagen wurde, zu seiner Umgebung laut — damit das geistreiche Wort nicht verloren ginge — äußerte: „Nun warte ich nur noch zwei Siegesnachrichten ab, dann gehe ich schlafen", solche Nachrichten erzeugten bei uns in Gumbinnen nur das Gegenteil von dem, was sie bewirken sollten. Die Stimmung war eine sehr gedrückte.

Am 10. August rückte das 2. Bataillon des 43. Regiments in Gumbinnen ein. Es sollte das sehr geschwächte 33. Regiment ablösen. Ich hatte die Freude, meinen Sohn drei Tage bei mir im Quartier zu haben. — Die Nachrichten von den Verlusten der Gumbinner 33er wurden immer düsterer. Viele Bekannte hatten schon den Heldentod fürs Vaterland erlitten. Mein Sohn und ich waren beide der Ueberzeugung, wir würden uns, wenn er abrückte, nicht wiedersehen. Er überreichte mir einen Brief, den ich ihm, der Vater dem Sohne, der ins Feld rückte, geschrieben hatte, mit den Worten: „Behalte Du ihn zum Andenken, er kann zu leicht verloren gehen". Dann gab er mir seine silberne Schärpe „zum Andenken", und endlich bat er mich um ein Stündchen ruhiges Sitzen und entwarf eine Zeichenskizze von mir „zum Andenken": Er war ein sehr geschickter Zeichner und talentvoller Maler und hatte während seines Kommandos auf die Kriegsschule in Danzig durch Stunden bei einem berühmten Maler sich vervollkommnet.

Am 13. August gegen 8 Uhr vormittags rückten die 43er aus. Als er bei meinem Fenster vorüberzog und sich nochmals zu einem Abschiedsgruß zurückwandte, wußte ich, es war der Abschied fürs Leben. Am 15. August im ersten Gefecht traf ihn eine Kugel mitten durch die Brust.

Unsere Truppen zogen sich von der Grenze zurück. Die Russen folgten ihnen mit furchtbarer Uebermacht. Es kam zu der Schlacht bei Gumbinnen. Unaufhörlich donnerten die Geschütze. Ziemlich nahe durften wir an die großen Geschütze heran, die in Narpgallen standen. Wir konnten dem Lauf der Kugeln folgen, hörten ihr Sausen in der Luft, sahen das Wölkchen, wenn sie zerplatzten und das Auflodern des Feuers, wenn ein Gehöft in Brand geschossen wurde. Namentlich eine Windmühle — bei Springen — gab einen gewaltigen Feuerschein. Fortwährend flogen in diesen Tagen Flieger über Gumbinnen. Waren es Zweidecker, so wurden sie für Russen gehalten, waren es „Tauben", für Deutsche. Sie flogen meist so hoch, daß man mit bloßem Auge wenigstens

die Merkmale des deutschen Fliegers, schwarze Kreuze, nicht erkennen konnte. Es wurde daher jeder Doppeldecker von der an der Pillkaller Chaussee an der Artillerie-Kaserne in Schützengräben lagernden Landwehr mit Salven empfangen. Auch innerhalb der Stadt setzten die Wachen das Feuern fort, glücklicher Weise ohne Erfolg. Der eine Flieger wenigstens entpuppte sich, nachdem auf ihn gegen 1000 Schüsse abgegeben waren, als ein Deutscher, indem er Leuchtkugeln herabfallen ließ.

An demselben Abend, Donnerstag, den 20. August, wurde ich gegen 9 Uhr herausgerufen. Bei meiner Wohnung hatten sich etwa 20 Menschen angesammelt und empfingen mich mit dem Rufe: „Ein russischer Flieger kommt und wirft feurige Bomben". Es war der Planet Jupiter, der in herrlichem Glanze und noch in der Nähe des Horizontes — südöstlich, also nach Rußland hin, — abwechselnd in Licht und Glanz funkelte. Nur allmählich konnte ich die Leute überzeugen. Sie hatten, weil sie schon längere Zeit das Objekt beobachteten, kleine Ortsveränderung des Sterns bemerkt und hielten das für einen Beweis, daß es ein Flugzeug sei. Indem ich aber die Bewegung des Sterns mit der scheinbaren von Sonne und Mond verglich und den Leuten es klar machte, wie töricht ein Flieger sein müßte, der sich schon auf so weite Entfernung ankündigte, wurden sie beruhigt und gingen nach Hause, in der Hoffnung, daß sie in der Nacht nicht von feindlichen Bomben zum mindesten erschreckt, wenn nicht getötet würden.

Der Horizont von N. bis S. O. bildete einen ununterbrochenen Feuerschein, und bekam man dadurch ein Bild des Krieges. Die Schlacht schien für uns günstig. Von Mallwischken bis in die Goldaper Gegend schien sich die Schlachtlinie auszudehnen, an manchen Stellen näher, an manchen weiter von Gumbinnen. Von Mallwischken aus trafen Donnerstag Gefangene und erbeutete Maschinengewehre ein. Freitag war ich schon wieder früh um 4 Uhr auf dem Schlachtfelde. Schlaf gab es nicht, während der ganzen Nacht hatte der Geschützdonner nicht aufgehört. Dann hörte der Kampf im Norden auf, auch im Süden ließ er bald an Heftigkeit sehr nach und verstummte im Laufe des Vormittags vollständig. Wir hofften immer noch auf Sieg; aber unaufhörlich zogen nun in völliger Ordnung unsere Truppen auf allen Chausseen heran, durch die Stadt hindurch, die Insterburger Chaussee hinaus, unabsehbare Mengen von Geschützen, Wagen und Menschen. Da wurde es uns klar, wir mußten das Feld räumen, wir mußten der Uebermacht weichen. Die Russen würden bald folgen. Schon am Anfange der Woche waren

die meisten Bewohner der benachbarten Dörfer mit Hab und Gut geflohen. Es war ein trauriger Anblick; auf manchen Wagen saßen oft 20 Personen, Säuglinge an der Brust der Mutter, Kinder mit einfachem Spielzeug, unbekümmert sich die Zeit vertreibend, Knaben geschäftig hin und her agierend, denen das Zigeunerleben offenbar großen Reiz brachte. Männer und Frauen mit ernsten, oft tränenerfüllten Gesichtern, einer unbekannten Zukunft entgegenziehend, eingebettet in Stroh die alten Eltern. So zogen Tag und Nacht langsam Hunderte von Wagen die Straßen entlang. Neben und hinter den Wagen folgten Rinder, auf den Wagen lagen öfters in Stroh einige Schafe, unter dem Wagen zog mit gesenktem Schwanz der Hofhund. Nie hörte ich einen bellen, oder keiften sich die beiden der benachbarten Wagen an. Offenbar fühlten sie das Unglück ihres Hauses mit. Wie wir das Krachen der Geschütze und das Geknatter der Maschinengewehre hörten und uns sagten, jeder Knall bedeutet, daß ein Mensch, der nie Mordgedanken gehegt hat, einem anderen, den er nie gekannt, der ihm nie etwas zu Leide getan hat, das Leben raubt, wie wir sahen, daß Menschen ohne Grund ihre glückliche Heimat verlassen müssen, daß andere sie ohne Veranlassung, ohne persönlichen Haß und nutzlos verwüsten, da fragten wir uns: „Ist denn die Welt verrückt geworden, hat eine geistverwirrende Krankheit das Menschengeschlecht befallen?"

Freitag leerte sich Gumbinnen fast vollständig. Nachmittags wurde mir noch ein Wagen angeboten, der mich nach Insterburg mitnehmen wollte, da die Bahn nicht mehr ging. Mein Entschluß war aber fest: Der kategorische Imperativ: „Bleibe". Ich dachte nicht darüber nach, ob es vorteilhaft wäre, wegzugehen oder zu bleiben, sondern ich hielt es für meine Pflicht, zu bleiben. Die Gründe dafür waren teils praktische, teils ethische.

Der Krieg 1870/71 hatte gelehrt, daß Plünderungen und Zerstörungen hauptsächlich nur dort erfolgten, wo die Einwohner ihr Heim verlassen hatten, daß dagegen alles unversehrt blieb, wenn die Besitzer zurückblieben und den Soldaten, Freund oder Feind, mit der notwendigen Gefälligkeit entgegenkamen, denn, daß der Soldat, wenn er im Begriffe steht, sein Leben zu opfern, das Recht hat, mögliche Verpflegung für sich zu beanspruchen, ist klar, denken wir an unsere eigenen Kinder. Wie wünschen wir, daß sie einmal ein Bett, ein Zimmer, einen gedeckten Tisch fänden, wenn sie wochenlang im Felde gelegen. Gewiß waren unsere Soldaten in Frankreich humane Feinde, aber wenn sie sich ihr Essen bereiten sollten, wofür die Zeit knapp bemessen war, da konnten sie nicht allerorts nach Brennmaterial Umschau halten,

da heizten sie mit zerschlagenen Möbeln und dergleichen. So hielt ich es für die Interessen der Stadt geboten, daß beherzte Männer da blieben, um Rat zu schaffen und Gefahren abzulenken.

Dann war es mir klar, und überzeugte ich mich durch genauere Prüfung der Angaben, daß die Nachrichten über verübte Greuel zum mindesten stark übertrieben, wenn nicht überhaupt erfunden waren, und daß sie nur von den Grenzsoldaten, nicht von den regulären Truppen verübt waren. Auch in den Friedenszeiten lesen wir zu unserem großen Entsetzen täglich Berichte, gerade an der Grenze, von schrecklichen Morden und Greueln an Mensch und Tier begangen. Das ist doch aber keine Veranlassung, daß diese Gebiete verlassen werden müßten.

Wir leben in einer großen Zeit, die nur in der Erhebung Preußens zur Zeit der Freiheitskriege ihres Gleichen hat. Das Leben des Einzelnen gilt jetzt nichts, er muß es freiwillig, gern, wenn es nötig ist, fürs Vaterland opfern. Leider können wir nicht alle mit der Waffe in der Hand dem Feinde entgegentreten, aber wir dienen auch dem Vaterland, wenn wir, jeder an seiner Stelle, ausharren und den Mut zeigen, allen Gefahren zu trotzen. Das gilt namentlich für alle Beamten. Der preußische Staat ist groß geworden durch die Pflichttreue seiner Beamten. „Treu bis in den Tod" lautet die Devise. Hier ist unser Wohnhaus, hier ist unser Amt, hier zu bleiben unsere Pflicht.

Außerdem ist es eine stets zu bemerkende Erscheinung, die sich auch tatsächlich während der russischen Besetzung bestätigte, daß grade diejenigen um ihr Leben am meisten besorgt sind, an deren Leben für die Allgemeinheit am wenigsten gelegen ist. Die alten Römer stürzten sich in das eigene Schwert, ehe sie sich gefangen nehmen ließen, der elende Meuchelmörder fleht statt des verdienten Galgens zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt zu werden.

Es zeigte sich auch bei uns folgende Tatsache bestätigt. Das größte Hindernis für die Entfaltung der menschlichen Tugend ist die Sorge um das Leben. Ist diese erst beseitigt, dann entwickelt sich der Mut; jeder tut, was ihm Ehre und Ansehen gebietet, unbekümmert um die Folgen. Wir sagten uns, unsere Söhne sind hinausgezogen, ihr junges Leben fürs Vaterland hinzugeben. Haben wir nicht dieselbe Pflicht? Stehen wir nicht auch da als Männer, die ihrem Vaterland Gut und Blut zu opfern haben? Deutschland, das gegen eine Welt von Feinden kämpft, kann nur gerettet werden, wenn jeder Mann Soldat ist, auf dem Schlachtfelde, wie in der Stadt zu Hause.

Können wir aber der Stadt und somit auch dem Staate nützen, wenn wir in Gumbinnen zurück bleiben?

Wenn wir dem Feinde dadurch Schaden zugefügt hätten, daß die Stadt von den Einwohnern völlig entblößt war, wäre es unsere Pflicht gewesen, fortzugehen. Gerne hätten wir unser Hab und Gut geopfert. Aber was sollte unsere Anwesenheit schaden. Nahrungsmittel führte der Feind in reichlichstem Maße mit, die vorhandenen Vorräte nahm er, die Wohnungen öffnete er sich. Was sollte also unsere Anwesenheit schaden? Wem konnte und wem sollte sie aber nützen?

Fliehen konnte nur, wem doch wenigstens einige Mittel zu Gebote standen. Hunderte mußten zurück bleiben und waren der bittersten Not ausgesetzt, wenn niemand Rat schaffte. Oder sollte der „schreckliche" Feind für sie sorgen, während sie die eigenen Landsleute im Stiche ließen? Namentlich waren es die Frauen und Kinder, deren Männer und Väter ins Feld gezogen waren, die nun der größten Not ausgesetzt sein konnten.

Überall zeigte es sich, daß, sobald der Feind in ein Land eindringt, üble Elemente aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen und unter der Behauptung, der Krieg hebe alle Eigentumsrechte auf, über die verlassenen Wohnungen herfallen und rauben und vernichten und sie auch zum Teil durch Unvorsichtigkeit in Brand stecken, ärger handeln, als der schlimmste Feind. Solchen Elementen zu steuern, ist die Pflicht herzhafter zurückgebliebener Männer. Zum Wohle der Stadt und ihrer Erhaltung kann ferner beigetragen werden, wenn die Versorgung mit Wasser und Licht erhalten bleibt. Man denke nur an die Gefahr eines Brandes, wenn kein Wasser zur Verfügung steht. Auch die Reinigung der Straßen und Gehöfte von Schmutz, Kadavern gefallener Tiere, die Bestattung von Leichen und dergleichen ist eine wichtige Aufgabe zur Verhütung von Epidemien. Sollte man es dem Feinde überlassen, der schließlich womöglich in dem Ausbruche ansteckender Krankheiten unter der Bevölkerung einen Bundesgenossen sieht?

Es gab also Gründe genug, die zum Zurückbleiben aufforderten.

Donnerstag hatte sich die Stadt schon sehr geleert. Freitag vormittag waren die Nebenstraßen schon ganz verlassen. Da trat gegen Mittag die Sonnenfinsternis ein. Das gespensterhafte Halbdunkel in der Mittagszeit machte bei der herrschenden Totenstille einen unheimlichen Eindruck. Ich ging in den Garten — kein Laut, ich ging auf die Straße — kein Laut, alle verlassenen Häuser im Halbdunkel.

Freitag mittag zogen noch einzelne Verspätete, da die Eisenbahnzüge nicht mehr gingen, mit Wagen auf Insterburg zu, ab. Ich traf auf der Brücke noch einige Bekannte, die mich mitnehmen wollten und es nicht verstehen konnten, daß ich bleiben wollte.

Als Donnerstag die Truppen schon abgezogen waren, kamen die Meelbeckstraße entlang von der Brücke her drei junge Leute gelaufen; ein Soldat mit Gewehr, ein etwa 18jähriger Bursche die Mütze des Soldaten auf dem Kopfe und eine Flasche Kognak in der Hand und ein dritter Bengel von etwa 16 Jahren das Seitengewehr des Soldaten schwingend. Alle drei waren betrunken und schrien: „Wir ziehen gegen die Russen, wir wollen das Vaterland retten". Um Unheil zu verhüten, entriß ich ihnen die Flasche und zerschellte sie am Rinnstein und brachte dem Soldaten die große Gefahr zum Bewußtsein, in die er sich gestürzt hatte. Den beiden Zivilisten drohte ich mit sofortiger Verhaftung — das wäre nun allerdings ein Kunststück gewesen, da Polizei nicht mehr zu finden war — und erreichte es, daß sie Mütze und Seitengewehr dem Soldaten zurückgaben und auf meinen dringenden Rat sich trennten. Wohin der Soldat ging, weiß ich nicht, sein Truppenteil war jedenfalls schon fort.

In der Nacht von Donnerstag zu Freitag waren die Regierungsbeamten abgezogen und hatten damit das Zeichen zur allgemeinen Flucht gegeben. Die Post war gleichfalls aufgelöst und die Beamten geflohen, ebenso hatten sich die städtischen Beamten von ihren Posten entfernt und für die Bahnbeamten stand auch ein Zug bereit, um sie beim Einzuge der Russen fortzuführen.

Es gelang mir, einige Familien, die auf dem Wege zum letzten Eisenbahnzuge waren, zur Rückkehr und zum Dableiben zu veranlassen. Es ist ihnen nichts Böses während der Russenzeit widerfahren, sie haben all ihr Hab und Gut gerettet, ihre Wohnung unversehrt behalten. Sie waren mir später sehr dankbar für meinen Rat zu bleiben.

Sonnabend den 22. herrschte früh Todesstille in der Stadt. Ich stellte mich an die Kreuzung von Meelbeck- und Lindenstraße und Schillerstraße, so daß ich vier Straßen übersehen konnte. Kein Mensch war zu sehen, kein Laut zu hören. Ich ging nun durch die Straßen. Da kam auf dem Holzplatz an der Meelbeckstraße eine Ziege mit blutig rot angeschwollenem Euter an den Zaun heran, ich sollte ihr helfen. Leider konnte ich aber das fest verschlossene Tor nicht öffnen, sonst hätte ich die Ziege auf die Straße laufen lassen, wo sie vielleicht doch noch jemand aufgegriffen hätte. Auf der Schillerstraße kam eine Kuh mit geschwollenem Euter

meinem Mädchen in unseren Garten nachgelaufen, um sich melken zu lassen. Mein Mädchen verstand es und behielt die Kuh, die später in der Nachbarschaft die Gouverneurskuh hieß, bis sich jemand als Eigentümer — ob mit Recht? — meldete.

Hunde liefen heulend durch die Straßen, hungernd und ihren Herrn suchend. Was haben sich ihre Herren wohl gedacht, als sie fortgingen und sie unversorgt zurückließen? Sollten nicht manche dieser Tiere einen Schuß Pulver oder einen vergifteten Bissen wert gewesen sein? Als die Russen eingezogen waren und viel Vieh schlachteten und außerdem viele verendete Tiere auf den Feldern und Höfen außerhalb der Stadt herumlagen, fanden die notleidenden Tiere Nahrung. Drei Hunde nahm ich in Pflege, zwei vollständig, der dritte erhielt nur freie Kost. Sein Herr, ein Leutnant, hatte, als er ins Feld zog, dem Hausdiener eine Geldsumme übergeben, damit er für den Hund sorge. Als aber die Russen kamen, floh der Mann und überließ den Hund seinem Schicksale. Das Tier war so treu, daß er das Haus nicht verließ. Er heulte die erste Nacht vor Bangigkeit und Hunger, ließ sich aber nicht forttreiben. Ich ließ ihm nun täglich Futter und Wasser geben, und hielt er weiter Wacht. Einige Katzenfelle fand ich in den Straßen. Die Tiere waren von hungrigen Hunden zerrissen und bis auf das Fell verzehrt worden.

In der Stallupöner Straße in der Nähe der Villa Eigenheim lag auf dem Trottoir ein toter deutscher Soldat, ein Ulanenunteroffizier. Es waren von russischen Vorposten viele Schüsse abgegeben worden. Das städtische Armenhaus zeigte Spuren von Kugeln, und von den Bäumen waren Äste abgeschossen und lagen auf der Straße. Ich nahm die grünen Zweige und hüllte den Toten damit ein, daß er wie in einer Laube lag, eine Frau brachte ein Leinentüchlein und bedeckte sein Gesicht. Über den Hergang, der seinen Tod herbeiführte, konnte ich genaueres nicht erfahren. Die Frau erzählte, er wäre aus einem Hause ohne Waffen gekommen und über die Straße gegangen. Da kamen Kosaken und forderten ihn auf, sich gefangen zu geben. Des weigerte er sich. Da erschossen sie ihn. Wieso er bei dem allgemeinen Rückzug am Donnerstag in Gumbinnen zurückgeblieben war, wußte sie nicht. Den Vorgang selbst hatte auch niemand genau gesehen. Denn die Straßen waren ja eben alle vollständig menschenleer. Ich erkundigte mich nun, ob nicht jemand noch dageblieben wäre, der für die Beerdigung sorgen könnte, und erfuhr, daß Kaufmann Herr Stepputat in Norutschatschen geblieben wäre. Ich ging zu ihm und bat ihn für den Toten zu sorgen, was

er auch versprach und tat. Über seine Personalien hat er sich nicht orientiert.

Dann zogen den ganzen Sonnabend unendliche Mengen russischer Truppen ein. Artillerie, Kavallerie, Infanterie; ich beobachtete sie auf der Goldaper- und Wilhelmstraße. Es waren alles stattliche Gestalten, die wohlgeordnet marschierten. Ein eigentümliches Gefühl beschlich mich, feindliche Truppen zogen siegreich in die Stadt. Wenn auch in den Kämpfen am Dienstag, Mittwoch und Donnerstag die Unserigen, namentlich auf dem linken Flügel mit gutem Erfolge gekämpft hatten, und mehrere hundert Gefangene und erbeutete Maschinengewehre zur Stadt kamen, so mußten sie sich schließlich doch vor der fast zehnfachen Übermacht zurückziehen.

Der Rückzug geschah in größter Ordnung, und die Russen folgten nicht auf dem Fuße, sondern erst einen vollen Tag später. Von einem Siege der Russen konnte also eigentlich nicht gesprochen werden. Die Verluste der Russen waren fürchterlich. In den Schützengräben lagen die Toten so dicht, daß sie nicht mehr umfielen, sondern einer am anderen stehen blieben. Infanterie und Artillerie standen in mehreren Treffen hintereinander. Wenn die vorderen Mannschaften erschöpft waren — der Kampf dauerte ja drei Tage ununterbrochen — oder die Kanonen heiß geworden waren, wurden sie durch neue abgelöst. Unsere Truppen mußten bei der geringen Zahl ohne jede Unterbrechung im Feuer stehen.

Es wurde erzählt, die Garderegimenter hätten im japanischen Kriege sehr wenig geleistet und deshalb gebeten, es möchte ihnen in diesem Feldzuge Gelegenheit geboten werden, sich ihren alten Ruhm der Tapferkeit wieder zu erwerben. Sie haben sehr tapfer gekämpft, und da der schließliche Erfolg, freilich nur durch die Übermacht erreicht, ihnen gehörte, so war es natürlich, daß sie sich einen großen Sieg zuschrieben und wohl auch in die Welt hinausposaunten.

Was außerhalb Gumbinnens geschah, war für uns von jetzt ab verschlossen. Wir fragten die russischen Offiziere nach Neuigkeiten, diese ebenso uns, denn auch sie erfuhren nichts Genaues. Als bestimmt teilten sie uns aber mit, daß der deutsche Kaiser gestorben sei — es war das offenbar eine Verwechslung mit dem Papste — und daß der deutsche Kronprinz im Kampfe gefallen sei.

Sonntag früh, als ich im Begriff war aufzustehen, kam ein Auto bei mir vorgefahren, und meldete sich gleich darauf in meinem Schlafzimmer ein russischer Offizier, ein schmucker junger Mann, mit tadellosen Manieren und von ausgesuchter Höflichkeit. Er stellte sich vor als Adjutant des Höchstkommandierenden und überbrachte mir den Befehl, ihn zu

demselben zu begleiten. Meine Bitte, sich bis ich angezogen wäre, in mein Wohnzimmer zu begeben, schlug er aus und bat vielmehr ihm zu gestatten, daß er sich auch waschen dürfe, da er schon zwei Tage ungewaschen sei. Während ich dann im Wohnzimmer meinen Tee trank, — er dankte, — betrachtete er die Ölgemälde meiner Familie und bat mich sie ihm vorzustellen. Als ich ihm bei dem Bilde meines Jüngsten, das ich mit einem Rosenstrauß geschmückt hatte, mitteilte, er sei vor acht Tagen gefallen, drückte er mir mit inniger Teilnahme die Hand. Er erzählte mir, er und sein Bruder seien die einzigen Kinder seiner verwitweten Mutter, die in schmerzlicher Sorge um sie bange, denn sie würden wohl beide nicht zurückkehren. Er bedauerte es, gegen Deutschland zu Felde ziehen zu müssen, da er sich selber als Deutscher fühle. Aber er sei nun russischer Untertan und müßte als solcher seiner Pflicht genügen. Von Begeisterung für den Krieg konnte ich, so oft ich mit dem Herrn zusammenkam, nicht die Spur bemerken.

Dasselbe Mitgefühl fand ich wiederholt bei den Russen. Einige Tage später brachte mir ein gemeiner Soldat die Meldung, zum Kommandanten zu kommen und betrachtete neugierig die Bilder an der Wand. Ich sagte ihm, die Offiziere seien meine Söhne und der jüngste schon gefallen. Da streichelte er mir die Backen und rief: „Armer, armer Vater." Als ich dann die Straße entlang ging, stellten sich seine Kameraden, etwa 20 Mann, denen er offenbar es erzählt hatte, stramm in Reih und Glied auf und zogen ehrerbietig ihre Mützen, bis ich an ihnen vorbei war.

Ein Einjährig-Freiwilliger mit Schnüren an der Achselklappe, ganz wie in der deutschen Armee, der mir später, weil er fertig deutsch sprach, die Befehle überbrachte, fühlte sich besonders angezogen. Sowie er mich auf der Straße sah, kam er sich nach meinem Befinden zu erkundigen und, wenn er mit einer Meldung zu mir kam, blieb er gerne ein Weilchen sitzen und erzählte mir von sich, und ich mußte ihm von Deutschland erzählen und immer nur klang aus allem das Bedauern heraus, daß ein Krieg gegen Deutschland ausgebrochen sei.

Niemals hat einer von uns bei einem Russen eine Begeisterung für den Krieg bemerken können. Später sprachen wir öfters mit Offizieren über die Veranlassung zum Kriege und erklärten ihnen, wie derselbe von England angezettelt und von Rußland langer Hand vorbereitet sei, und wie Rußlands Minister öffentlich die Unwahrheit gesprochen hätte, indem er die Mobilisieruug leugnete, nur um noch einen kleinen Vorschub zu gewinnen. Die Offiziere waren empört

und sagten: „Wir sind wieder betrogen worden, wie wir immer betrogen werden. Uns wurde gesagt, Deutschland habe Rußland trotz feierlichster Versicherung seiner Friedensliebe überfallen.“ Von den sibirischen Regimentern erzählten sie, daß diese mit Platzpatronen zum Manöver ausgerückt seien und daß sie erst nach wochenlangen Märschen mit Kriegsmunition versehen und mit der Nachricht, daß sie in den Krieg zögen, überrascht wurden. Jedenfalls war nirgends eine Begeisterung für den Krieg selbst zu erkennen, nur kam allmählich die Freude zum Durchbruch, daß ein so schönes Land, wie Ostpreußen, nun russische Provinz würde.

Wie fest der Glaube bei allen Russen saß, daß Ostpreußen ein dauernder russischer Besitz sei, dafür noch ein Beispiel. Ein Militärarzt fragte mich, wieviel Einwohner Gumbinnen habe und wieviel Ärzte da wären. Dann sagte er: „Gumbinnen ist eine schöne Stadt, ich werde mich nach dem Kriege hier niederlassen.“

Die Truppen, Garderegimenter aus den Ostseeprovinzen, waren stattliche Männer mit tadelloser Haltung und Disziplin, gut gekleidet und reichlich mit Geld versehen. Sie konnten zum großen Teil wenigstens etwas Deutsch. Sie wollten kaufen, besonders Zigaretten und Zigarren. Leider waren die Läden geschlossen. Wenn sie jemand auf der Straße fragten, wo es Zigarren zu kaufen gäbe, und man ihnen leider kein Geschäft nennen konnte, aber ihnen eine Zigarre gab, zogen sie sofort das Portemonnaie und sagten: „Nein, nicht schenken, wir wollen bezahlen.“

Auch die Kosaken, durch die breiten roten Streifen an den Hosen erkenntlich, machten einen sehr guten Eindruck und waren sauber gekleidet. Es waren alles schlanke, schöngewachsene, blauäugige Jünglinge, und üppiges blondes Haar quoll unter der kühn schief sitzenden Mütze hervor. Doch lag in ihren Blicken etwas Frivoles, sodaß man ihnen nicht recht trauen mochte. Als ich einem Offizier gegenüber meine Verwunderung über das gute Aussehen der Kosaken ausdrückte, sagte er mir: „Es gibt sehr verschiedene Kosaken. Dies sind die vornehmen und den Garderegimentern zugeteilt. Aber alle taugen als Soldaten nichts. Sie haben eine Menge von Vorrechten, die ihrer regelrechten Ausbildung schaden, sie passen daher nicht recht zu den anderen Truppen.“

Ich fuhr also mit dem Adjutanten zu dem russischen Oberbefehlshaber, der im Kaiserhof logierte. Unterwegs fragte ich nach dem Namen des Herrn. „Reden Sie ihn mit Hohe Exzellenz an. Nach seinem Namen fragen Sie nicht, ich darf Ihnen denselben nicht nennen und ebensowenig werden Sie ihn von einem anderen erfahren.“ Ich erkundigte mich später

bei dem Gastwirt, der hatte den Namen auch nicht erfahren; der Kellnerin hatte die Hohe Exzellenz selber gesagt; er sei der Herr von Münchhausen, von dem sie wohl schon die schönen Geschichten gelesen hätte. Er war eine vornehme, stattliche Erscheinung, ich schätzte ihn auf Ende 40, mit gepflegtem Schnurrbart. Er empfing mich sehr freundlich, reichte mir die Hand und sagte: „Gumbinnen ist russische Stadt, die Provinz ist russisch, soweit die russische Armee vordringt. Ich ernenne Sie hiermit zum russischen Gouverneur von Gumbinnen." Auf meine Entgegnung, daß ich mit den Geschäften einer städtischen Verwaltung nicht vertraut wäre, sagte er: „Sie werden sich schon drein finden. Es wird Ihnen jede Unterstützung durch die russische Armee gewährt und besitzen Sie unumschränkte Vollmacht in der Verwaltung, tragen aber für alles, was in der Stadt geschieht, volle Verantwortung." Ein Sträuben war unnötig, es galt nun mutig die Zügel zu ergreifen. Dann mußte ich in seiner Gegenwart meine Uhr nach russischer Zeit, also eine Stunde vorstellen, „damit keine Irrtümer vorkommen, denn Sie haben sich von nun an nur nach russischer Zeit zu richten." Er forderte mich dann auf, ihm Gesellschaft zu leisten, und plauderten wir längere Zeit. Ich mußte ihm über meine Familienverhältnisse berichten und er erzählte mir, er hätte den alten Kaiser Wilhelm gut gekannt und wäre öfters mit ihm zusammen gewesen, auch mit Bismarck hätte er öfters gesprochen. Wenn beide noch lebten, hätten wir den Krieg nicht. Beide hätten unserem Kaiser ans Herz gelegt, mit Rußland Frieden zu halten. 150 Jahre bestünde dieser Frieden schon, und jetzt sei er von unserem Kaiser mutwillig gebrochen. Auf meine Entgegnung, daß Rußland doch mobil gemacht hätte und damit seine kriegerische Absicht Deutschland gegenüber gezeigt hätte, erwiderte er heftig: „Das ist nicht wahr. Ihre Zeitungen lügen. Nur gegen Österreich hat Rußland einige Armeekorps mobilisiert, denn es hat die Pflicht, Serbien, das einmal das Schutzkind Rußlands sei, zu schützen. Den Krieg gegen Serbien habe Österreich vom Zaun gebrochen. Der Mörder des Thronfolgers sei kein Serbe, sondern ein Österreicher gewesen. Erst nach Deutschlands Kriegserklärung sei die völlige Mobilisierung angeordnet worden." Ich erlaubte mir zu entgegnen, daß wir Deutsche bisher glaubten, die schnellste Mobilmachung unter allen Staaten ausführen zu können, wir wurden darin aber, wie also jetzt der Beweis geliefert wäre, von Rußland, dem bisher seiner geringen Bahnentwickelung wegen Langsamkeit bei der Mobilisierung nachgesagt wurde, weit übertroffen. Denn ungeheuere Massen, die nur durch Mobilmachung geschaffen sein können, standen am Tage der Kriegserklärung

schon an der Grenze Deutschlands. „Sie glauben," erwiderte er, „Rußland sei noch dasselbe, das gegen Japan in den Krieg zog. Wir haben unsere Fehler damals eingesehen und rastlos uns bemüht, sie zu beseitigen, und das ist uns gelungen. Ich räume gern ein, daß die deutsche Armee die erste der Welt ist, aber die russische steht ihr jetzt ebenbürtig zur Seite und ist an Zahl ihr unendlich überlegen. Armes Deutschland! Ich liebe Deutschland, verlebe jedes Jahr einige Wochen in Wiesbaden. Deutschland ist ein schönes Land, schade, daß es sich durch Österreich in den unglücklichen Krieg verwickeln ließ." Ich dachte mir dabei das Beste, aber es lohnte nicht, etwas zu erwidern.

Zum Schluß riet er mir, für den nächsten Tag einen Gottesdienst anzusetzen, das würde viel zur Beruhigung der Stadt beitragen. „Wir Russen sind fromme Leute, und es werden viele zur Kirche kommen." Leider mußte ich ihm sagen, daß ein Gottesdienst nicht möglich wäre, weil alle Geistlichen die Stadt verlassen hätten. Verwundert darüber sagte er: „Glauben Sie denn, wir Russen seien Menschenfresser. Haben Sie denn die Geistlichen nur für Hochzeiten, Taufen und ähnliche Festlichkeiten, oder haben sie nicht gerade die Pflicht, in den Zeiten der Not Trost zu spenden? Unsere Geistlichen würden so nicht handeln". Ich konnte nichts erwidern, denn die in Gumbinnen Zurückgebliebenen hielten die Handlungsweise der Herren auch nicht für gerechtfertigt. Was übrigens die russischen Geistlichen anlangt, so machten sie einen sehr unangenehmen Eindruck, selbst höhere, die ein großes silbernes Kreuz auf der Brust trugen und von den Offizieren gegrüßt wurden. Die Kleidung der gewöhnlichen Popen, der lange Kaftan war unsauber, die topfartige schwarze Kopfbedeckung unkleidsam, der Bart und das lange Kopfhaar verwildert. Es wurde uns erzählt, daß der Pope verheiratet sein müßte. Sterbe die Frau, dann werde er in ein Kloster geschickt. Deshalb werden die Frauen sehr gepflegt und führen ein sehr bequemes Leben. Bart und Kopfhaar dürfen die Popen nicht scheren, daher das verwilderte Aussehen. Als später die Zeit des Raubens kam, sagten wir nach den gemachten Erfahrungen: „Alle Russen sind Räuber, aber die Rotkreuzler, Aerzte und Popen Erzräuber."

Ein anderes Mal sagte ich ihm, daß die Truppen die Kasernen selbst nicht bezögen, dagegen die Sachen herausschleppten. Da erklärte er mir: „Ihre Heerleitung ist gut und die Soldaten gut ausgebildet, aber sie taugen doch nichts für den Krieg, denn sie sind verweichlicht. Wie wohnen sie? in Palästen. Wie sollen sie nun die Strapazen des Krieges er-

tragen. Unsere Soldaten müssen, wie es sich für Krieger geziemt, in Zelten wohnen, das härtet sie ab."

Ein anderes Mal sagte er mir: „Die Deutschen schießen gegen alles Völkerrecht mit Dum-Dumgeschossen. In dem Tornister eines Gefallenen sind solche vorgefunden worden, und ich habe sie zum Beweise nach Petersburg geschickt." Auf meine Entgegnung, daß der Soldat selbst vielleicht, wie das im Burenkriege bei den Engländern geschehen sein soll, die Spitze abgeschabt habe, zeichnete er mir auf ein Blatt seines Notizbuches, wie das normale Geschoß aussähe, wie das vom Soldaten zugerichtete, dessen Spitze abgeschabt sei, und wie die fabrikmäßig hergestellten aussähen. Diese zeigen eine von der Spitze nach unten zu sich erweiternde Röhre. So seien die gefundenen Kugeln beschaffen. Die russischen Truppen besaßen übrigens zweierlei Patronen, und zwar die Linientruppen ganz spitze Geschosse und ein graues Pulver, die Reserven weniger spitze Geschosse und schwarzes, aber auch rauchloses Pulver. In Deutschland soll dieselbe Aenderung in Kugel und Pulver im Laufe des letzten Jahrzehntes vor sich gegangen sein. Man würde daraus erkennen, wie genau Rußland durch Spionage über alle Vorgänge in unserem Heere orientiert war und alles nachahmte.

Vereidigt wurde ich als Gouverneur nicht.

Ich erhielt nun ein Schriftstück folgenden Wortlauts:

Bekanntmachung.

Hiermit zur Anzeige, daß Herr Professor Dr. Müller zum temporären Gouverneur der Stadt Gumbinnen ernannt worden ist.

Die Militärobrigkeit.

Darunter stand eine russische Bescheinigung und der russische Stempel. Außerdem erhielt ich eine russisch abgefaßte Bescheinigung etwa folgenden Inhaltes: „Herr Professor Dr. Müller erhält das Recht, sich frei jederzeit in den Straßen zu bewegen und die Hilfe der Wachen zur Arretierung von Übeltätern zu beanspruchen." Das Schriftstück war mit dem russischen Siegel und der Unterschrift des Kommandanten und eines anderen russischen Beamten versehen.

Ähnlich lautende Ausweise stellte ich dann den Mitgliedern des Ausschusses zur Aufrechterhaltung der Ordnung aus und ließ sie vom Kommandanten stempeln. Leider ging ihm der Stempel dann verloren, und war keine Möglichkeit da, ihn zu ersetzen. Das machte viel Umständlichkeit, weil nun immer die Unterschriften gegeben werden mußten und der Kommandant an vielen Tagen, durch andere Geschäfte verhindert, schwer zu finden war.

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

In der Nacht vom 23. bis 24. August wurde ich zur Hohen Exzellenz durch das Auto von dem Adjutanten unter Aufforderung zur größten Eile abgeholt. Hohe Exzellenz war sehr aufgeregt und empfing mich mit den Worten: „In Gumbinnen sind Spione, die mit den Truppen außerhalb in Verbindung stehen. Es wird ein Ueberfall geplant. Sie sind dafür verantwortlich, und die Stadt wird es sehr zu büßen haben." Ich fragte nach Beweisen. „Es sind mit einer Glocke verabredete Zeichen gegeben worden". Ich: „Die Turmglocke ist gleichzeitig Uhrglocke, vielleicht hat die Uhr nur ungleichmäßig geschlagen." „Nein, es war kein Schlagen einer Uhr, sondern verabredetes Anschlagen an die Glocke. Untersuchen Sie, wer die Zeichen gab, und von welchem Turme sie kommen". Ich fuhr nun mit dem Adjutanten, dem Stadtkommandanten, einem liebenswürdigen Hauptmann, und zwei Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett nach der altstädtischen Kirche, weil diese den höchsten Turm der Stadt besitzt. — Da kam mir die russische Lässigkeit zur Anschauung. Statt mit mir gemeinschaftlich die Untersuchung vorzunehmen, blieben die beiden Herren mit den Soldaten im Auto sitzen und sagten: „Gehen Sie nur allein". Wie leicht hätte ich nicht — und ich hätte es sicherlich auch getan — einem, den ich gefunden hätte, zur Flucht verhelfen können. Ueberlegt hatte ich es mir schon, daß ich sofort den Kirchendiener Gallinowski, von dem ich wußte, daß er in Gumbinnen geblieben war, geweckt und ihm in Gegenwart der Herren den Auftrag gegeben hätte, den Turm abzuschließen, damit niemand hinauf könne. Im Geheimen aber hätte ich ihn instruiert, dem Eingeschlossenen zur Flucht zu verhelfen.

Übrigens wurde ihm den nächsten Tag tatsächlich von der russischen Behörde der Auftrag gegeben, Kirche und Turm zu verschließen und Niemanden hineinzulassen. Später kamen einmal zwei russische Leutnants von den frisch eingerückten Truppen und verlangten von ihm Einlaß. Er weigerte sich, weil es ihm vom Kommandanten verboten wäre. Da drohten sie ihm mit den Revolvern — den Revolver betrachteten die Offiziere der nachfolgenden Truppen überhaupt in ganz kindischer Weise als Spielzeug zum Drohen. Bei jeder Gelegenheit zogen sie den Revolver, jedem Soldaten drohten sie damit, wenn er nicht gleich gehorchte — und das war bei der Trunkenheit oft der Fall — aber geschossen wurde nicht ein einziges Mal in Gumbinnen. Der Kirchendiener zeigte auf seinen linken etwas steifen Arm und sagte: „Hier hat mich 1866 eine österreichische Kugel getroffen", dann zeigte er auf seine Narbe im Gesicht, „Hier hat mich 1870 eine französische Kugel getroffen", dann zeigte er auf seine Brust: „Hier ist

noch Platz für eine russische Kugel. Angst habe ich vor ihren Revolvern nicht". Da lachten die Offiziere und gingen davon.

Glücklicherweise war also die Kirche nicht verschlossen. Mit meinem elektrischen Lämpchen suchte ich nun das Schiff ab. Es war erklärlicherweise leer. Dann bestieg ich den Turm. Da fand ich oben ein Strohlager und Speisereste. Der Turm war nämlich zur Zeit der Schlachten bei Gumbinnen von Beobachtungsposten besetzt worden. Dieses verschwieg ich, meldete aber, daß niemand auf dem Turm wäre und die Uhr nicht gehe, also nicht geschlagen haben könnte. Dann fuhren wir zur katholischen Kirche. Wieder untersuchte ich allein erfolglos die offenstehende Kirche. Die Herren saßen hinten im Auto im Finstern, die Soldaten standen bei ihnen, alle vier waren nicht zu sehen. Ich kam nun vorn im hellen Schein der Lampen auf das Auto zu. Als ich einstieg, knallte ein Schuß aus einiger Entfernung von hinten her. Die Soldaten schossen sofort nach dieser Richtung, desgleichen der Adjutant mit seinem Revolver. Von dorther wurde auch weiter geschossen, sodaß wohl 30 Schüsse gewechselt wurden, und die Kugeln über unsere Köpfe hinwegpfiffen. Ich forderte auf, das Auto zu wenden, um die Sache aufzuklären. Der Adjutant aber erklärte, es müßte der Vorfall sofort der Hohen Exzellenz gemeldet werden. Der Adjutant machte die Meldung in russischer Sprache, worauf die Hohe Exzellenz sehr aufgeregt zu mir sagte: „Ein neuer Beweis, daß deutsche Truppen in der Stadt verborgen sind. Sie haben es sofort zu untersuchen". Auf meine Entgegnung, daß offenbar ein russischer Posten auf mich, den er als Zivilisten im hellen Lampenlichte erkannte, seiner Order gemäß geschossen hätte, erklärte er: „Nein, dort stehen keine russischen Posten". Wir besahen uns das Auto und fanden die Spuren einer Kugel gerade in der Richtung, wo ich gesessen hatte. Sie war an dem eisernen Beschlage abgeglitten, sonst hätte sie mich mitten in den Rücken getroffen. Der Adjutant beglückwünschte mich und sagte: „Hätte ich da gesessen, wäre sie nicht abgeprallt". Als ich nach Hause kam, trat ich vor das Bild meines Sohnes und sagte: „Mir wich die Kugel aus, mein altes Leben schonte sie, Dein blühendes mußte sie Dir rauben. Wie gerne hätte ich mein Leben für Dich dahingegeben."

Der Adjutant und ich fuhren wieder an der katholischen Kirche vorbei, nach der Richtung, von wo die Schüsse gekommen waren. Dort lag das Garnisonlazarett. Der Hof und Garten bot in der spärlichen Beleuchtung unserer elektrischen Lämpchen einen außerordentlich traurigen Anblick. Es lagen, geöffnet und ihres Inhalts beraubte, Tornister, sehr viele Feldpostkarten, die sich die Soldaten als Gruß aus der Heimat aufbewahrt

hatten, Helme und manch blutiges Kleidungsstück herum. Wir untersuchten das Lazarett selbst. Es war natürlich kein Mensch darin. Dann gingen wir in die anderen Räume und fanden in dem einen, der als Leichenhalle gedient hatte, 20 Tote, von deren Vorhandensein niemand etwas wußte und für deren Beerdigung durch die Russen ich am nächsten Tag sorgte. Sie wurden gleich hinter dem Lazarett beerdigt, aber nur in einer sehr flachen Grube und nach dem Einzug der Deutschen wieder ausgegraben und auf dem Kirchhofe beerdigt. Unter ihnen befanden sich Oberst v. Fumetti und mehrere Leutnants.

Dann schlug ich vor, weil ich meiner Sache, keinen deutschen Soldaten zu finden, sicher war, den Garten an der katholischen Kirche abzusuchen. Wir gingen von verschiedenen Seiten durch den teilweise zerstörten Zaun hinein. Kaum war ich einen Schritt vorgegangen — es war inzwischen schon etwas schimmrig geworden — als wieder ein Schuß auf mich abgegeben wurde. Der Adjutant schrie sofort ein russisches Halt und stürzte auf den Soldaten los. Ich sagte zu ihm: „Nun sehen Sie, wer auch die ersten Schüsse abgegeben hat". Den nächsten Tag erzählte mir übrigens mein Dienstmädchen, daß russische Soldaten gesagt hätten: „Na, für Ihren Gouverneur war eine Kugel auch schon bestimmt." Es hatte sich also das Gerücht von der nächtlichen Schießerei unter den Soldaten schon verbreitet.

Der Adjutant berichtete nun der Hohen Exzellenz russisch über den Vorgang, und die Sache mit den versteckten Soldaten war erledigt. Den nächsten Tag konnte ich auch noch die gegebenen Glockenzeichen erklären. Sie waren auch von anderen Personen gehört worden. Die Turmuhr auf dem Rathause, die auch unter normalen Verhältnissen, was ich aber nicht verbürgen will, manchmal bis 24 Schläge geben soll, ohne daß die neue Uhrzeit 1 bis 24 eingeführt wäre, war abgelaufen und hatte das letzte Mal noch ganz unregelmäßig mehrere Schläge abgegeben.

Jedenfalls war Gumbinnen gerettet. Zu spaßen war nicht mit der Hohen Exzellenz. Stets betonte er, es solle der Stadt und ihren Einwohnern nicht das Geringste geschehen, wenn nichts wider die Russen geplant wird, jeder Angriff auf die Armee würde aber aufs schwerste an Stadt und Bewohnern bestraft werden.

Den nächsten Tag kam Rennenkampf. Ein kleiner Herr mit wildem, martialischem Schnurrbart. Er war sehr geschäftig und verhandelte viel mit der Hohen Exzellenz. Diese hatte offenbar mit ihm über mich gesprochen, denn sie rief mich heran und stellte mich dann mit den Worten vor: „Das ist unser Gouverneur, der Professor Müller." Rennen-

kampf schüttelte mir wiederholt freundlich die Hand und sagte: „Halten Sie nur die Stadt gut in Ordnung, damit nichts passiert." Ich gab die Versicherung, daß alle Einwohner ruhige verständige Leute seien; es würde nichts vorkommen. Einer Einladung zum Mittagessen entging ich. Der Adjutant hatte mir früh gesagt, er habe den Auftrag, mich zum Essen aufzufordern, wisse aber die Zeit noch nicht, er würde mir es noch sagen. Das vergaß er, und als er mich abholen wollte, war ich nicht zu Hause. Er entschuldigte sich sehr, ich war aber froh, auf diese Weise der Ehre entgangen zu sein. Da die Unterhaltung natürlich doch russisch gewesen wäre und auch Sachen betroffen hätte, die nicht für meine Ohren bestimmt waren, wäre meine Rolle als eines stummen Gastes nicht gerade angenehm gewesen, deshalb verzieh ich dem Adjutanten sein Vergessen sehr gern, von der Hohen Exzellenz wurde er aber, wie er mir nachher erzählte, deshalb sehr getadelt. Ich war Rennenkampf in Gegenwart seines Stabes und vor zahlreichem Publikum, das den gefürchteten General sehen wollte, vorgestellt. Es wurde nun erzählt, Rennenkampf sei in Deutschland erzogen worden und hätte mich so freundlich empfangen, weil wir Schulfreunde seien. Er hätte sich gefreut, mich wieder zu sehen.

Donnerstag den 3. September kam der Chef des Generalstabes Rennenkampfs, Oberst von Lupinski, in Begleitung eines anderen Offiziers in das Zimmer, in dem wir Mitglieder des Komitees versammelt waren. Er sagte mir folgendes: „Herr General Rennenkampf läßt Ihnen mitteilen, daß er für Sie beim Zaren einen hohen Orden, den Wladimir-Orden, und zwar mit Schwertern, beantragt habe, wegen Ihres mannhaften Auftretens. Es ist dies eine seltene Auszeichnung für eine Zivilperson."

Dies blieb der russischen Gumbinner Behörde nicht unbekannt und diente mir zum Schutze gegen Drohungen mit dem gefürchteten Rennenkampf. Ich konnte mich gewissermaßen als seinen Schützling hinstellen.

Von seiner Hohen Exzellenz bekam ich den Auftrag Geiseln zu stellen, die nächst mir verantwortlich wären. Dieselben sollten Tag und Nacht in einem Zimmer des Hotels sich aufhalten, um stets zur Stelle zu sein, im übrigen würden sie, wenn nichts passierte, in keiner Weise behelligt werden. Ich bat um zwei Tage Zeit, weil ich eine Versammlung einberufen und aus deren Mitgliedern freiwillig sich Meldende als Geiseln wählen wollte. Es wurde mir gewährt. Mein Prinzip war es, jede Ausführung zu verzögern, indem sie dann oft ganz in Vergessenheit kam oder wenigstens an

Schärfe mehr einbüßte. Daß dies auch den russischen Charaktereigenschaften entsprach, hatte ich bald bemerkt. So bekam ich später einmal den Auftrag, sämtliche Fahnenstangen in der Stadt sofort innerhalb eines Tages entfernen zu lassen, weil mit ihnen nach außen hin Flaggensignale gegeben werden könnten. Ich sagte, ich würde durch die Stadt gehen und nachsehen, welches die höchsten Stangen seien und diese zuerst entfernen lassen. Den nächsten Tag sagte ich, das müsse ein Schlosser machen und wir hätten nur einen, der sei ein alter Mann und könne nicht mehr klettern; es möchten doch lieber Soldaten dazu bestimmt werden. Es wurde mir gleich entgegnet, wir hätten auch einen jungen Schlosser, der könne es tun. — Es wurde auf alles, was in der Stadt vor sich ging, sehr genau geachtet. — Ich erklärte, daß der vermeintliche junge Schlosser ein Tischler sei, den ich nur in Ermangelung eines Schlossers dazu engagiert hätte, die Häuser gewaltsam zu schließen, die Torwege durch Ketten abzusperren und dergleichen Arbeiten auszuführen. (Tischler Hausmann, der sich durch außerordentliche Tätigkeit von früh bis in die Nacht sehr verdient machte.) Es wurden zwei bis drei Stangen entfernt, die anderen, auch sehr hohe, blieben unbehelligt stehen. Die Sache kam eben in Vergessenheit.

Ein andermal bekam ich mittags den Auftrag, aus den nach dem Bahnhof führenden Straßen bis abends alle Einwohner zu entfernen, weil in einer dieser Straßen geschossen worden sei. Zunächst untersuchte ich, was es mit dem Schießen für eine Bewandtnis hätte, und konnte ermitteln, daß unnütze Bengels Knallerbsen und andere Feuerwerkskörper auf das Trottoir geworfen hatten. Dann suchte ich die Straßen in bezug auf ihre Bewohner ab. In der Bahnhofstraße hatten sich russische Offiziere eingenistet und führten ein luxuriöses Leben, auf allen Tischen standen viele leere Flaschen, auch hatten sie sehr freundliche weibliche Bedienung. Da ein strenges Verbot inbetreff des Verkaufs alkoholischer Getränke an die Armee ergangen war, fragte ich die Damen, ob sie Schnaps verkaufen — Bier gab es nicht mehr — dann müsse das Lokal geschlossen werden. Sie sagten: „Nur für die Herren Offiziere," denen, dachte ich mir, schadet's nicht, möchten sie nur recht viel trinken. In der benachbarten Lazarettstraße hatte sich das Rote Kreuz etabliert, und es wohnten da hauptsächlich russische Ärzte und führten, wie es schien, auch ein sehr gemütliches Leben und hielten mit einem vis-à-vis gute Nachbarschaft. Sie versicherten mich, daß nichts Verdächtiges in der Straße passiere. Ich konnte also dem Kommandanten berichten, daß in den besagten Straßen hauptsächlich russische Offiziere und Ärzte wohnten, denen der Aus-

weisungsbefehl sehr unliebsam wäre. So unterblieb die Ausführung. Weil später Soldaten in die Keller eingedrungen und sich dort sinnlos betrunken hatten, kam von oben der Befehl, es sollten alle Keller revidiert und alle darin in Fässern oder Flaschen befindlichen alkoholischen Flüssigkeiten jeder Art ausgegossen werden. Es hätte das immense Verluste bedeutet. Glücklicherweise kam der Befehl nicht zur Ausführung, da nicht ausdrücklich gesagt war, wessen Aufgabe die Ausführung sei, und ich mich nicht dazu meldete.

Was das Verhalten der Weiblichkeit den Russen gegenüber anlangt, so war darüber nichts Nachteiliges zu sagen. Absehen muß man natürlich von der weiblichen Bedienung in den wenigen für Offiziere geöffneten Lokalen, das durfte ja nicht verwundern und trat nicht an die Öffentlichkeit. Daß sonst nicht intimere Verhältnisse sich bildeten, lag teilweise auch an dem schnellen Wechsel der Truppen, auch daran, daß anfangs von 8 Uhr, später von 6 Uhr ab jeder Verkehr in den Straßen verboten war, und daran, daß überhaupt nur wenig Weiblichkeit in der Stadt war. Schließlich waren allerdings durch Rückkehr der Flüchtlinge ziemlich viele junge Damen da, die zeichneten sich aber alle durch strenge Sittsamkeit aus, stellten sich als Verkäuferinnen für die geöffneten Läden und dergleichen uns zur Verfügung und gaben keine Veranlassung, über zu großes Entgegenkommen den Russen gegenüber zu klagen. Ein junges Dienstmädchen, das allein in einem Hause zurückgelassen war, kam, sich zu beklagen, daß in der Nacht Russen zu ihr eingedrungen wären, so daß sie im tiefsten Negligee flüchten mußte. Da sie aber laut um Hilfe schrie, hätten sie die Soldaten nicht verfolgt. Sie bat mich um Schutz. Ich verschaffte ihr bei einer Familie Unterkommen für die Nacht. Dann wurde mir noch gemeldet, daß Russen in der Nacht zu zwei Mädchen in eine Villa eingedrungen wären und einen Angriff mit einem Rasiermesser, das im Garten gefunden wurde, auf sie versucht hätten. Bei näherer Untersuchung stellte es sich heraus, daß die Mädchen den Tag über mit den Russen geschäkert hatten, daß diese dann glaubten, einen erwünschten Besuch abstatten zu dürfen, aber auf Geschrei der Mädchen wieder abzogen. Das abgelieferte Messer war ein Rasiermesser, das so verrostet war, daß daraus hervorging, daß es Monate schon im Garten gelegen hatte.

Wären die ersten Truppen, die Gardetruppen, längere Zeit bei uns geblieben, da hätte es ja nicht Wunder nehmen dürfen, wenn die Mädchen, die mit unseren Soldaten in Friedenszeiten aufs intimste verkehrten, ihr Liebesbedürfnis auf die Russen übertragen hätten. Die späteren Truppen waren aber so unsauber, daß sich wohl jedes Mädchen graute,

sich mit ihnen einzulassen. Obgleich ich oft abends die finsteren Straßen revidierte, fand ich nie Anstößiges. Einmal rief laut, aber unter hellem Lachen, ein Mädchen, die zwei Begleiter möchten ihr doch nicht die Bluse zerreißen. Bei näherer Erkundigung nach ihr erfuhr ich, daß es ein in der Nachbarschaft berüchtigtes Dienstmädchen wäre, das zu Friedenszeiten jede Nacht durch ihr Küchenfenster auf Amüsement ausging, die Russen traf also keine Schuld.

Für Montag den 24. August hatte ich eine Versammlung in das Gesellschaftshaus einberufen. Eine Druckerei zur Anfertigung von Aufrufen oder sonstige Gelegenheit dazu besaß ich nicht. Ich ging also durch die Straßen und forderte jeden Begegnenden auf, zur Versammlung zu kommen, und bat ihn gleichzeitig, die Aufforderung weiter zu verbreiten. Es waren gegen 120 Personen erschienen. Ich setzte zunächst die Eingangs angeführten Gründe auseinander, die mich veranlaßt hätten, in Gumbinnen zu bleiben, und bat sie alle sich als Soldaten zu betrachten, die auf ihrem Posten ohne Furcht und Zagen auszuhalten hätten. Sie sollten sich glücklich schätzen, eine historisch so wichtige und für unser liebes Vaterland glanzvolle Zeit nicht aus der Ferne, sondern an den Stätten der Ereignisse zu erleben. Ernste, aber einmütige Zustimmung bewies mir, daß ich mit meiner Ansprache das Richtige getroffen hatte. Dann machte ich die Mitteilung, daß ich ohne vorheriges Befragen und ohne meine Zustimmung zu verlangen, zum Gouverneur von Gumbinnen ernannt sei und mir alle Rechte und Pflichten eines solchen von der russischen Regierung, die Gumbinnen für eine russische Stadt erkläre, übertragen seien.

Als Beisitzer ließ ich mir aus der Versammlung durch Zuruf wählen die Herren Rechnungsrat Meier, Rendant Hundsdörfer, Aufsichtsbeamten Hinz, Kaufmann Kannenberg und Stepputat, Tapezierermeister Krumm. Sodann wurde auf meinen Antrag beschlossen, öffentliche Küchen einzurichten. In diesen sollten solche Personen, die anderweitig wegen Schlusses der Gasthäuser keine Gelegenheit hätten, sich Essen zu beschaffen, gegen Entgelt Speise erhalten. Hauptsächlich sollten aber Familien, deren Ernährer im Felde ständen, unentgeltlich Speise erhalten. Zur Errichtung solcher Küchen meldeten sich: Herr Born im Hotel du Nord, Wallat in der Erholungshalle, Wengerowski im Zentralhotel, Kantelberg in Norutschatschen. Den Herren wurden Scheine ausgestellt, auf Grund deren sie Eßwaren und Brennmaterial an den dazu zu bestimmenden Orten erhalten würden. Wer unentgeltlich Essen haben wollte, müßte dazu sich eine Bescheinigung beim Vorsitzenden holen.

Außerdem machte ich alle Anwesenden auf die furchtbare Gefahr aufmerksam, wenn von seiten des Publikums irgend ein Angriff auf eine russische Militärperson geschähe, und bat, nach Möglichkeit auf Aufrechterhaltung der Ordnung zu sehen.

Als Bürgen neben dem Vorsitzenden der russischen Behörde gegenüber meldeten sich freiwillig die Herren Amtsgerichtsrat a. D. Schettler, Rentier Radtke und Hotelbesitzer Wiese.

Ich schloß die Versammlung mit der Bemerkung, daß Gumbinnen für russischen Besitz erklärt sei. Ein lautes Hoch auf Kaiser Wilhelm könnte also als Hochverrat erklärt werden und uns und die Stadt in arge Verlegenheit bringen, ohne daß wir dadurch irgend etwas erreichen könnten. „Was wir im Herzen hegen, das wollen wir durch lautloses Erheben von unseren Sitzen zum Ausdruck bringen." Der ernsten Lage entsprechend gingen wir nun schweigend auseinander, und alle beschlich ein unheimliches Gefühl: „Wir sind in den Händen der Feinde."

An demselben Tage raumte ich eine Sitzung des erwählten Vorstandes an. In derselben wurde beschlossen, daß eine Sicherheitsbehörde gewählt würde und dieselbe täglich von 9—1 und 4—6 Uhr im Sitzungssaale des Magistratsgebäudes, 1 Treppe hoch, durch Mitglieder vertreten sein sollte, die unteren Räume hatte der russische Kommandant belegt. Es war günstig, daß wir in nächster Nähe zu einander tagten, da wir uns unausgesetzt gegenseitig brauchten. Wir beschlossen nun, daß die Mitglieder der Sicherheitsbehörde durch eine weiße mit dem Magistratsstempel versehene Armbinde mit blauem Streifen kenntlich gemacht würden. Den einzelnen Mitgliedern wurden besondere Aufgaben zuerteilt, und zwar Herrn Rechnungsrat Meier das Finanz-, Herrn Rendant Hundsdörfer das Sanitätswesen, die Aufrechterhaltung der Ordnung in den Straßen übernahmen besonders die Herren Hundsdörfer, Hinz, Radtke, als Dolmetscher diente Herr Krumm, die Verteilung von Fleisch übernahm Herr Hinz, die Verteilung von Mehl und Waren die Herren Stepputat und Kannenberg. Herr Kannenberg übernahm außerdem die Aufbewahrung des Geldes, das in unsere Kasse floß. Herr Schettler übernahm es, besonders für die Ausführung notwendiger getroffener Bestimmungen in der Stadt Sorge zu tragen, und Herr Gallinowski die Begräbnisse und entsprechenden standesamtlichen Notierungen.

Begräbnisse gab es aller Art, nicht nur für Soldaten. So kam eine Besitzerfrau aus Eggleniſchken mit ihrer Tochter hier an. Diese war von einem Granatsplitter schwer

verwundet und starb auf dem in ein Lazarett verwandelten Bahnhofe. Die Frau kam in ihren Ängsten zu mir; ich ließ ein Sargmagazin öffnen und verhalf ihr zu einem Sarge. Herr Gallinowski besorgte das Begräbnis, das Grab sollte nur ein vorläufiges sein, der Sarg später in die Heimat überführt werden. Das Grab wurde in der Reihe der Soldatengräber angelegt.

Seiner Hohen Exzellenz machte ich Mitteilung von der stattgefundenen Versammlung und der Stellung der Geiseln. Zwecks Unterbringung der Geiseln sollte ich mit dem Stadtkommandanten verhandeln und sollte ich eine Bekanntmachung Rennenkampfs veröffentlichen. Dieselbe lautete:

Bekanntmachung.

Allen Einwohnern Ostpreußens!

Gestern den 4./17. August überschritt das Kaiserliche russische Heer die Grenze Preußens und, mit dem Deutschen Heere kämpfend, setzt es seinen Vormarsch fort. Der Wille des Kaisers aller Reußen ist, die friedlichen Einwohner zu schonen:

1. Jeder von seiten der Einwohner dem Kaiserlichen russischen Heere geleistete Widerstand wird schonungslos und ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters bestraft werden.

2. Orte, in denen auch der kleinste Anschlag auf das russische Heer verübt wird, oder in denen den Verfügungen desselben Widerstand geleistet wird, werden sofort niedergebrannt.

3. Falls die Einwohner Ostpreußens sich keine feindlichen Handlungen zuschulden kommen lassen, so wird auch der kleinste dem russischen Heere erwiesene Dienst reichlich bezahlt und belohnt werden; die Ortschaften werden geschont und das Eigentumsrecht wird gewahrt bleiben.

gezeichnet: von Rennenkampf,
General-Adjutant Seiner Kaiserlichen Majestät,
General der Kavallerie.

Zum Gouverneur der Stadt ist Prof. Dr. Müller ernannt.

Ich fügte zu dieser russischen Bekanntmachung noch folgendes hinzu:

1. Zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in der Stadt sind die mit weißen Armbinden versehenen Männer als Bürgerwehr mit allen Befugnissen der bisherigen Polizeibeamten ausgestattet, als Polizeibeamte durch ihre Armbinden auch jedem russischen Soldaten gegenüber so vollständig legitimiert, daß ihnen der Soldat auf Ersuchen sofort Hilfe und

Beistand in allen Fällen leistet, wo den Befehlen unserer Bürgerwehr nicht unbedingt und sofort Folge geleistet wird.

2. Es ist aufs strengste verboten, alkoholische Getränke zu verkaufen oder sonst wie anzubieten, weder Zivilisten noch viel weniger Soldaten. Alle dem Handel mit alkoholischen Getränken dienenden Geschäfte müssen geschlossen bleiben und jeder Versuch, sich gewaltsam in den Besitz alkoholhaltiger Flüssigkeiten zu setzen, wird ohne weiteres als Anschlag auf das russische Heer von dem Kommandanten bestraft.

3. Jeder Arbeitswillige wird sofort in städtischen Diensten bis auf weiteres beschäftigt und ihm sein Tagelohn am Schlusse des Arbeitstages bar ausgezahlt werden.

Jede beschäftigungslose auf den Straßen angetroffene arbeitsfähige Person hat zu gewärtigen, durch die russische Militärbesatzung zu unentgeltlicher Arbeit gezwungen zu werden. Jede nicht arbeitende Person und alle Kinder ohne Unterschied erhalten hiermit den strengsten Befehl, sich von den öffentlichen Straßen und Plätzen fern zu halten, da auch sie zu gewärtigen haben, verhaftet zu werden. Insbesondere wird den weiblichen Personen untersagt, sich mit den Soldaten längere Zeit zu unterhalten.

Gumbinnen, den 28. August 1914.

Der Gouverneur
Prof. Dr. Müller.

Zu meinem Sekretär ernannte ich Herrn Tonat und als Gehilfen den Magistratsbureaulehrling Thiel, zu Aufsehern über die Straßenreinigungskolonnen die Herren Immer und Rudat, außerdem für Schließung der Häuser Herrn Hausmann und für sonstige Aufgaben Pillekat, Heß, Zachariat und andere. Alle Herren haben sich in aufopfernster Weise tätig gezeigt, wofür ihnen hiermit der Dank ausgesprochen sein soll.

Herr Trichinenbeschauer Beck übernahm die Instandsetzung des Kühlwerkes auf dem Schlachthofe. Dort lagerten große Mengen Fleisches, die andernfalls zu verderben drohten.

Der Stadtkommandant war ein jovialer, liebenswürdiger Herr. Als ich ihm sagte, daß ich doch stets selbst als Bürge, nicht nur für alle Vorkommnisse, sondern auch für die Geiseln zur Verfügung stehe, und er deshalb von einer Internierung derselben absehen möchte, ging er ohne weiteres darauf ein, verlangte nur die Adresse der Herren. Da er aber augenscheinlich keinen sehr hohen Wert darauf legte, vergaß ich einfach, sie ihm einzureichen. Ich wurde nicht daran erinnert und keiner der Herren jemals belästigt.

Stets war ich mir dessen bewußt, daß nach dem Erlaß von Rennenkampf selbst verhältnismäßig geringe Vorkommnisse als Angriff auf die Armee ausgelegt werden könnten, da die Beurteilung ganz allein in feindlicher Hand lag. Daß Rennenkampf keinen Spaß verstand, bewies eine an den Ecken angeschlagene Bekanntmachung von der Niederbrennung Gr. Romintens. Es wurden auch die Untersuchungen in Rußland geführt und die Verhafteten dorthin gebracht, und viele Fährten wiesen nach Rußland hin, keine zurück. Auch das Beispiel der aus Lyck abgeführten Herren gab zu bedenken. Da glaubte ich, wenn ich als einziger die Verantwortung übernähme, blieben alle anderen vielleicht unberührt.

Wie peinlich die russische Behörde anfangs noch alles vermied, was den Anschein von Plünderung erwecken könnte, geht daraus hervor, daß der Kommandant mir am 27. August noch 20 Rubel für zwei Pferdedecken einhändigte, die nach Schätzung eines Sachverständigen von uns kaum so viel wert waren. Ebenso zahlte ein Offizier an mich 50 Kopeken für ein Paar „Latschen", die er aus der Schuhzentrale entnommen hatte, und erhielt ich eine Bescheinigung über Hafer vom Speicher der Aktienbrauerei entnommen.

Was stets zu Kriegszeiten einzutreten pflegt, geschah auch in Gumbinnen. Das Gefühl für Mein und Dein geht verloren, jeder Diebstahl erscheint erlaubt, und gewaltsame Einbrüche in Läden sind an der Tages- resp. Nacht-Ordnung. So wurde schon in der Nacht vom 21. zum 22. August der Laden der Schuhzentrale erbrochen und vieles daraus entwendet. Das war den Russen gleich nach ihrem Einzuge am 22. bekannt geworden, und am 3. September mußte ich Rennenkampf eine Bescheinigung darüber ausstellen, daß schon vor Ankunft des russischen Militärs in der Stadt Gumbinnen von deutschen Bewohnern geplündert worden sei. Auch späterhin, als die Russen überall raubten, fanden sie Genossen unter den Deutschen, die z. T. aus den Nachbardörfern zugelaufen kamen. Sie sollen stellenweise sogar den Soldaten Fingerzeige gegeben haben, wo etwas zu finden wäre, und ihnen für wenige Pfennige geraubte Sachen abgekauft haben, z. B. einen Anzug aus einem Hause am Goldaper Tor für 50 Pfennige.

Wir beschlossen nun, verschiedene Läden zu öffnen und Verkäufer einzusetzen. Zuerst mußten die Fleischerläden aufgemacht werden. Sie hingen voll frischen Fleisches, dessen Verwesung sich stellenweise schon durch Geruch bemerkbar machte. Das Fleisch wurde unentgeltlich verteilt. Den Besitzern geschah dadurch keine Schädigung; denn die Vorräte waren sowieso verloren, und eine Verpestung der Häuser mußte verhütet werden. Wenn dabei auch etwas Räucher-

waren mit verloren gingen, hatte das nichts zu sagen, denn sie wären auch durch die benachbarten verwesenden Stücke unbrauchbar geworden. Dann wurden Läden, je einer von einer Branche, geöffnet. Einerseits mußte den Gumbinnern Gelegenheit geboten werden, sich mit Lebensmitteln und den notwendigen anderen Sachen zu versehen, andererseits aber dem Militär Gelegenheit zum Kaufen gegeben werden, denn es mehrten sich die Einbrüche in die Läden und der Kommandant sagte: „Verkaufen Sie, sonst wird es genommen. Die Soldaten müssen erhalten, was sie brauchen."

Wir setzten Verkäufer und Verkäuferinnen ein, von denen wir einige Kenntnisse des Geschäftes voraussetzen konnten, am liebsten solche Verkäuferinnen, die in den betreffenden Geschäften vorher tätig gewesen waren. Daß uns bei Rückkehr der Besitzer von mancher unverständigen Seite der Vorwurf gemacht werden würde, wir hätten zu billig verkauft, war uns klar. Die Betreffenden überlegten es sich nicht, daß sie alles Geld, das ihnen überhaupt später eingehändigt werden konnte, als Geschenk betrachten müßten. Was nicht verkauft wurde, wurde eben geraubt. Hätten sich wenigstens die Besitzer die Mühe gegeben vor ihrer Flucht — und dazu hätten sie wohl noch Zeit gehabt — die Schaufenster zu entleeren! So lagen aber schön ausgestattet offene Kisten mit Zigarren und Zigaretten da, nach denen die Soldaten besonders schmachteten, in anderen Schaufenstern schmackhafte Delikatessen aller Art, in anderen Schuhwerk und Wollsachen usw. Sollte da die Raublust nicht erweckt werden? Wir fragten uns oft: „Was würden in solchem Falle unsere Soldaten tun?" Ganz besonders aber erweckte es unseren Unwillen, daß einige Schaufenster mit Schmucksachen, Gold- und Silberwaren aller Art, aufs reichlichste ausgestattet waren. Als eines dieser Schaufenster und ein anderes eines großen Tuchgeschäftes in einer Nacht eingeschlagen wurden, ließ der Kommandant vor jedes einen Posten Tag und Nacht stehen. Daß er es nicht mit den Worten: „Meine Soldaten haben anderes zu tun, als Ihren Goldarbeitern die Läden zu hüten" abschlug, wunderte uns, und ebenso, daß die Soldaten nicht unwillig waren, Privathäuser zu bewachen. Wir selbst konnten die Bewachung nicht übernehmen. Es fehlten uns dazu die Mannschaften, und es war verboten, daß in der Nacht auf den Straßen herumgegangen würde. Mein Versuch, Nachtwächter anzustellen, schlug im Erfolge fehl, und gestattete es auch der Kommandant nicht, mit der Bemerkung, daß die Russen-Polizei in der Nacht wachen würde.

Eine ganz besondere Sorgfalt wandte ich der Reinhaltung der Straßen zu. Jeden Arbeitswilligen nahm ich

dazu an, und die beiden Aufseher hatten Kolonnen zu mindestens je 20 Mann. Da unendlich viele Bagagewagen die Stadt passierten und öfters auch für mehrere Tage Halt machten, häufte sich der Unrat natürlich sehr an. Besonders in der König- und Lindenstraße standen tagelang Wagen an Wagen in mehreren Reihen, die Pferde waren teilweise abgeschirrt und an die Bäume der Allee angebunden. Der Führer dieser Abteilung, ein äußerst liebenswürdiger Offizier, entschuldigte sich bei mir, daß trotz aller Vorsicht, die er anbefohlen hätte, die Bäume dieser schönen Allee zu schonen, einige doch etwas — übrigens ganz ohne Belang — beschädigt wären. Vor seinem Abrücken sagte er mir: „Wir gehen nun fort; jetzt kommen Regimenter aus der Moskauer Gegend. Da werden Sie etwas erleben. Sie tun mir herzlich leid."

Sowie der letzte Bagagewagen abrückte, rückte unsere Reinigungskolonne an und hörte nicht auf, bis die Straße wieder ganz sauber war. Dafür empfing ich aber von den Russen immer das Lob: „Gumbinnen ist eine sehr saubere Stadt."

Da die Russen Ostpreußen schon ganz sicher als ihre Provinz betrachteten, so wünschten sie, daß es auch bald wieder von seinen Einwohnern bevölkert und bebaut würde. Deshalb gaben sie uns den Auftrag, wir sollten nach Möglichkeit für die Rückkehr der Flüchtlinge sorgen und sie versichern, daß ihnen nichts Böses geschehe. Es kam auch bald nach dem Einzuge der Russen erst hin und wieder ein Mutiger nachzusehen, wie es bei ihm zu Hause stehe, andere folgten bald nach.

Öfters erfuhren wir von ihnen, daß sie bei ihrem Wegzuge von den russischen Bagagewagen eingeholt wurden, daß ihnen dann die Russen zuredeten, doch umzukehren, es würde ihnen ja nichts geschehen, und zu Fuß Wandernde nahmen sie zu sich auf die Wagen und brachten sie bis Insterburg. Überhaupt erwiesen sich die Truppen namentlich Frauen und Kindern gegenüber sehr freundlich. In lebhafter Erinnerung bleibt mir ein Bild. Es war eine Mutter mit sechs Kindern von 1 bis 15 Jahren angekommen. Alle hatten Hunger. Da brachten ihnen die Soldaten einen großen Kessel mit Erbsensuppe und dicke hölzerne Kochlöffel. Die Familie setzte sich um den Kessel und schmauste nun tüchtig los. Für das kleinste Kind mußte die Mutter erst jeden Löffel auf die Wärme probieren und hielt ihn dann dem Kinde vor den Mund, sodaß der Löffel beinahe den ganzen Kopf bedeckte. Die anderen pausbackigen Kinder und das älteste, ein hübsches Mädchen, ließen es sich so gut schmecken, daß es eine Freude war zuzusehen.

Es handelt sich hierbei, wohlbemerkt, um die zuerst in die Provinz eingezogenen Truppen aus den Ostseeprovinzen. —

Wenn nun der Zurückgekehrte alles in Ordnung fand, ging er zu den Seinigen zurück, und es kam dann bald das ganze Dorf an, manchmal 100 und mehr an einem Tage. Zum Weiterzuge über Gumbinnen hinaus bedurfte es aber zum Durchlaß durch die Wachen eines von mir unterzeichneten Erlaubnisscheines. Derselbe wechselte fortwährend auf höheren Befehl seine Form und wurde in seiner Form immer strenger. Anfangs lautete er sehr allgemein: „A. erhält die Erlaubnis, mit Familie nach H. zu fahren." Dann mußte es heißen: „in seine Heimat nach H. zurückzukehren." Dann mußte zugefügt werden, „unter der Bedingung, daß er am Wege liegende Leichen und Kadaver beerdigt." Zu dem Zwecke sollte darauf geachtet werden, daß er mit Spaten versehen wäre. Dann mußte ich bescheinigen, daß die betreffenden Personen unverdächtig wären. Die Russen hatten wegen der Menge der Zurückkehrenden, und, weil sie sich offenbar nicht mehr ganz sicher in der Provinz fühlten, eine große Angst vor Spionen. Ich mußte die Bescheinigung natürlich doch Menschen geben, die ich im Leben nie gesehen hatte. Wäre aber etwas vorgekommen, war ich verantwortlich. Später erhielten nur Frauen die Erlaubnis zur Rückkehr. Da hatte natürlich die Erlaubnis gar keinen Sinn und wurde auch einfach umgangen, dann durfte kein Bahnübergang passiert werden. Endlich erhielt jeder eine Bekanntmachung folgenden Inhalts mit:

Bekanntmachung.

Es ist vorgekommen, daß von ruchlosen Leuten die Eisenbahn beschädigt wurde, um die Züge zum Entgleisen zu bringen. Deshalb mache ich bekannt: Alle Dörfer, welche längs der Eisenbahn liegen, werden, wenn noch einmal eine Beschädigung der Bahngleise oder Durchschneiden der Telegraphendrähte vorkommt, verbrannt, und die Männer werden zum Tode verurteilt.

Gumbinnen, den 9. September 1914.

Der Etap.-Kommandant der Stadt Gumbinnen.

Außerdem wurde den Ortschaften der Auftrag gegeben, die Chausseen zu reinigen und von allen Hindernissen zu befreien. Der Kommandant behauptete nämlich mir gegenüber, es wären von deutscher Seite Chausseebäume auf der Stallupöner Chaussee gefällt und quer über den Weg gelegt worden, um Hindernisse zu bilden. Ich konnte auf Befragen bei den Bewohnern der Nachbarorte, die mit ihren Fuhrwerken zur Stadt kommen mußten, nur erfahren, daß das nicht wahr

wäre, daß das Gerücht wohl nur dadurch entstanden sei, daß von den Bäumen durch Granatschüsse Äste abgerissen waren, die dann auf der Chaussee eine Zeitlang liegen blieben.

Endlich bekamen auch alle Bewohner, die näher als 2 km von der Bahnstrecke entfernt wohnten, den Befehl, ihre Häuser zu verlassen. Dieser Befehl wurde streng ausgeführt, weil man Attentate auf Züge fürchtete. Kosaken suchten die Häuser ab, verjagten die etwaigen Einwohner und plünderten die Wohnungen. Nur mit Mühe und der Opferung eines blanken 20-Markstückes gelang es einem Gutsbesitzer die Erlaubnis zum Verbleiben zu erhalten unter der Bedingung, daß er dafür bürge, daß niemand in seinem Bereiche sich dem Bahndamm nähere.

Wir hatten also, wie oben bemerkt, Wohlfahrtsküchen eingerichtet, auch Stellen bei Bäckern — es hatten sich allmählich neben Herrn Büchler, der die ganze Zeit über hier war und uns viele gute Dienste leistete — noch einige andere eingefunden — wo Brot, und andere Stellen, wo Fleisch und Mehl verteilt wurden, in der Milchgenossenschaft wurde unentgeltlich Milch geliefert. Jeder, der davon Gebrauch machen wollte, mußte einen von einem von uns unterschriebenen Zettel haben, der den Bäckern und der Milchgenossenschaft gegenüber als Bezahlung diente. Die hohen Preise für Milch setzten wir herab. In erster Linie wurden Familien unterstützt, deren Männer im Kriege waren. Mit der Ausstellung der Zettel mußten wir vorsichtig sein, da es leider Personen genug gibt, die solche Zeiten der Not in ungehöriger Weise ausnützen. Einige Weiber waren zu faul, sich von dem gelieferten Fleisch und Mehl selbst Essen zu kochen, wollten lieber das fertige Essen sich holen. Da hieß es auf solche acht geben. Ein Beispiel: Eine Frau, deren Trägheit man ihr gleich ansah, bat auch um einen Zettel für Essen. Es entwickelte sich zwischen ihr und mir folgendes Gespräch: „Ich bitte um einen Zettel zum Mittagessen." „Ist Ihr Mann im Kriege? oder arbeitet er für die Stadt?" „Ach mein Mann ist ja so krank." „Was fehlt ihm denn?" „Er hat solches Reißen." „Wollen Sie nicht lieber Fleisch und Mehl?, da können Sie sich doch selber kochen." „Ach, ich habe ja nicht Zeit, ich muß ja meinen Mann pflegen." „Liegt er zu Bett?" „Er sitzt auf dem Stuhl am Fenster." „Hat Ihr armer Mann wenigstens etwas Tabak oder sollen wir ihm etwas schicken?" „Ach, da möchte er sich wohl freuen, er hat beinahe keinen mehr." „Nun werde ich Ihnen etwas sagen, die Kosaken haben ein gutes Mittel, eine Einreibung, gegen Reißen. Wenn Ihr Mann morgen nicht gesund ist, kommen Sie wieder, dann bringe ich zwei Kosaken mit, und er wird

für sein Lebtag von seinem Reißen geheilt sein. Heute scheren Sie faules Weib sich zum Teufel."

Ein anderes Beispiel: Es kam ein Mann vom Lande mit einer Bescheinigung des Gutsvorstandes aus P., daß er sehr bedürftig und einer Unterstützung würdig sei. Ich witterte gleich Unrat. „Mein Lieber, da Sie auswärtig sind, kann ich Ihnen nicht ohne weiteres eine Unterstützung geben, da muß ich erst mit den Herren sprechen, die noch nicht hier sind. Haben Sie Zeit zu warten?" „Ach ja, ich habe ja nichts zu tun." „Es wird aber recht lange dauern." „Das schadet nichts, ich kann ja warten." Da fällt mir ein Ausweg ein. „Unterstützung kann ich Ihnen nicht geben, aber reichlichen Arbeitslohn. Gestern hatten wir hier Einquartierung, da liegt etwas Stroh auf dem Korridor herum; hier haben Sie einen Besen, da fegen Sie das zusammen, dann gebe ich Ihnen dafür reichlichen Lohn." „Ach ich muß aber jetzt nach Hause gehen, meine Kuh zu füttern." Da packte ich ihn am Genick und warf ihn die Treppe herunter. „Hinaus Du fauler H."

Schimpfen hatten wir gelernt, und es war auch zu oft recht angebracht. Wenn ich glaubte, daß mein Vorrat nicht ausreichen würde, verwies ich die Leute an Herrn Rendant Hundsdörfer, der sie noch besser abzufertigen verstand. Er wird mir das Geständnis nicht übel nehmen.

Mit Beköstigung und Einquartierung für die russischen Truppen hatten wir wenig zu tun. Sie lagerten in Zelten — um nicht verweichlicht zu werden, wie mir ja die Hohe Exzellenz erklärt hatte — und bespeisten sich selbst. Die Rinder fingen sie sich ein und schlachteten sie und nahmen dann auch nur die besten Stücke. Köpfe 2c. ließen sie liegen. Es wurde zum Teil noch von uns verwandt oder mußte von uns vergraben werden. Die Russen ließen alles liegen. Auch meine Kuh holte ein Kosak. Mein Mädchen sah es aber von ihrem Fenster aus, lief ihm nach, riß ihm den Strick aus der Hand und sagte: „Die Kuh gehört dem Gouverneur" und brachte sie zurück. Der Kosak ging ruhig davon. Die Kuh, echte holländische Rasse, hatte auf dem linken Horn die Zahl 28 eingebrannt. Vielleicht trägt dieses Merkmal bei, sie dem richtigen Besitzer zurückzuführen. Über den Verbleib der Kuh, die später von mir abgeholt wurde, glaube ich, wenn sie nicht in die Hände des eigentlichen Besitzers gelangt ist, Auskunft geben zu können. Mein Mädchen, Berta Puschnerat, erwies sich als sehr mutig. Als ihre Eltern aus Pakalnischken, wo ein Hauptgefecht während der Schlacht bei Gumbinnen stattfand, flohen, fragte ich sie, ob sie mit ihnen gehen wolle. Sie antwortete: „Ich bleibe bei Ihnen und habe keine Angst

vor den Russen. Schießen sie Sie tot, dann mögen sie auch mich totschlagen, wenn sie mich nur nicht quälen."

Wie sich die Russen etwas eingerichtet hatten, gingen sie an die Untersuchung der öffentlichen Kassen. Im Besitze des Planes der Stadt und des Adreßkalenders bedurfte es keiner Nachfrage. Im Gegenteil, wenn ich gelegentlich einmal mich versprach, wurde ich gleich verbessert. Zu den Vorbereitungen für die Sprengung der Regierungs-Hauptkasse wurde ich hinzugezogen. Der Ingenieur war ein junger Mann von ausnehmender Höflichkeit, etwas gebrochen Deutsch sprechend. Als er sich die prächtige, saubere Arbeit besah, versicherte er mich, es tue ihm in der Seele leid, etwas so Schönes zerstören zu müssen. Ich sagte ihm, sie würden in der Kasse nicht eine Mark finden. Er glaubte es, bedauerte aber die Sprengung vornehmen zu müssen. „Die Beamten mußten doch wissen, daß es Kriegsbrauch ist, die öffentlichen Kassen mit Beschlag zu belegen. Warum haben sie nicht überall die Schlüssel stecken lassen, nachdem sie alles Geld aus den Kassen genommen hatten? Sie hätten da viel Zerstörung verhindert."

Besonderes Bedenken erweckten ihm zwei halbkugelige Aufsätze in der Tür, indem er darunter Dynamitbomben vermutete. Als die Sprengung erfolgen sollte, wurde der Markt abgesperrt, und die ganze Stadt hallte von der Explosion wieder.

Dann wurden auch die Postkasse, die Banken usw. vorgenommen, ohne daß mir Mitteilung davon gemacht wurde. Es nahm das eine Reihe von Tagen in Anspruch. Endlich fragte mich der Kommandant: „Was ist der Vorschuß-Verein in der Kirchenstraße?" Ich sagte ihm, das sei eine Kasse, wohin arme Leute ihre kleinen Ersparnisse trügen. Oft sparen sie sich nur das Geld zusammen, um nach ihrem Tode ein anständiges Begräbnis zu haben. Von dem Gelde erhalten dann auch in Not Geratene etwas geborgt, um nicht Wucherern in die Hände fallen zu müssen. (Mit diesen Angaben glaubte ich auch das eigentliche Wesen des Vereins gekennzeichnet zu haben.) Der Kommandant sagte: „Arme Leute berauben wir nicht, hier haben Sie 25 Rubel für die Armen der Stadt." Darüber mußte ich ihm allerdings einige Tage später eine Empfangsbescheinigung ausstellen, er ließ sich also das Geld gewiß aus der Staatskasse wieder ersetzen. Der Vorschußverein blieb unversehrt.

Nun verlangten die Russen von mir elektrisches Licht. Das war schwer zu besorgen. Einmal hatten sie die Leitungsdrähte zerschnitten und dann waren die Arbeiter alle entflohen. Da fuhr ich mit dem oben genannten Ingenieur zu

dem Elektrizitätswerk hinaus. Auf lautes Pochen kam uns die Frau des Wächters, ein altes, einfaches Arbeitermütterchen mit ihrer Tochter, einem Dienstmädchen, entgegen. Der Ingenieur: „Gnädige Frau, wo ist Ihr Herr Gemahl?" Wahrscheinlich hatte er in einem Sprachführer gelesen, daß so die Ansprache in Deutschland lautet. Die Alte war ganz sprachlos, die Tochter strahlend über diese Höflichkeit eines so feinen Russen. Ich übersetzte es also gleich ins übliche Deutsch: „Na Alte, wo ist denn Ihr Mann?" worauf sie uns in den Maschinenraum führte. Die Maschinen waren nicht ganz in Ordnung, es sollte wohl ein größerer Kessel im Juli—August eingesetzt werden. Nach einigen Tagen hatten aber die Russen alles für beschränkten Gebrauch hergestellt, namentlich für das Hotel Kaiserhof, wo der Stab untergebracht war.

Mit der Beleuchtung der Stadt war es überhaupt sehr schlecht bestellt. Glücklicherweise hatten wir ja in dem Rohrmeister, Herrn Schneider, der von den Beamten zurückgeblieben war, einen so tüchtigen, umsichtigen Leiter der Gasanstalt, daß wir ihm allein es verdanken, daß der Betrieb, wenn auch nur in beschränktem Grade, aufrecht erhalten werden konnte; die Herren Maeser, Wallat und Kose waren wohl seine besten Gehilfen. (Wenn ich bei Nennung der Namen vielleicht einen oder den anderen irrtümlich übergehe, so bitte ich es damit zu entschuldigen, daß ich nur die nenne, mit denen ich amtlich unausgesetzt in Verbindung trat.) Juli und August, die Monate, in denen am wenigsten Gas gebraucht wird, waren zu Reparaturen der Retorten bestimmt und ein Teil derselben deshalb nicht gebrauchsfähig. Mangel an Gaskohlen trat auch bald ein. Wir halfen uns dadurch, daß wir das neben der Gasanstalt liegende Bahnkohlenlager für Eigentum der städtischen Gasanstalt erklärten und es dadurch vor Konfiskation von den Russen schützten. Doch lieferten diese Kohlen, Heizkohlen, weniger Gas, was bei der geringen Zahl von in Betrieb stehenden Retorten sich doppelt fühlbar machte. Es mußte also mit Gas sehr gespart werden und wurden abends nur wenige, an den Straßenkreuzungen stehende Lampen angezündet. Die dunklen Straßen erhöhten den unheimlichen Eindruck der unter feindlicher Besatzung stehenden Stadt. Da die Lampen nicht, wie sonst, durch plötzliche Erhöhung des Druckes in der Gasanstalt alle auf einmal, sondern jede einzeln angezündet und ausgelöscht werden mußte, das Betreten der Straßen aber zur Nachtzeit streng verboten war, liefen die Aufseher oft große Gefahr und wurden auch arretiert. Ich stellte ihnen deshalb einen Schein zur Berechtigung freier Bewegung in den Straßen

aus und ließ ihn vom Kommandanten bescheinigen, um sie nicht weiteren Gefahren auszusetzen. Der Verbrauch an Gas stellte sich aber als ein viel höherer heraus, als der Brennzeit der Lampen entsprach. Außerdem war auch in einzelnen Häusern auffallender Gasgeruch zu bemerken. Deshalb gab ich dem Herrn Amtsgerichtsrat Schettler den Auftrag, alle Wohnungen zu öffnen, um etwa offenstehende Gashähne zu schließen. Er vollzog die Aufgabe mit großer Peinlichkeit, und stellte es sich dabei tatsächlich heraus, daß in einer Menge von Wohnungen die Hähne nicht geschlossen waren. Als in der Nacht von Donnerstag zu Freitag die Einwohner flohen, da die letzten Züge in der Nacht abgingen, ließen sie das Gas brennen. Dann wurde in der Gasanstalt die Leitung abgesperrt, weil alle Arbeiter auch fliehen wollten, die Lampen gingen also aus. Als nun wieder Gas zugeleitet wurde, strömte es durch die offen stehenden Hähne aus. Ein großes Unglück hätte entstehen können, wenn wir nicht rechtzeitig Abhilfe geschaffen hätten.

Auch die Wasserleitung funktionierte nicht in gewohnter Weise. Die Ventile der Pumpen für den Wasserturm waren, wie — mit Recht oder Unrecht — behauptet wurde, von einer russischen Patrouille entfernt worden, daher der Wasserdruck ein sehr geringer. Das machte sich sofort bei dem ersten Feuer in der Stadt sehr unangenehm bemerkbar. Am 25. August entstand in der Friedrich-Straße bei Kaufmann Hubert ein Brand. Verursacht soll derselbe dadurch sein, daß fliehende Landbewohner dort eingedrungen waren und sich ihr Essen bereiteten. Da sie aber mit dem Gebrauch von Gaskochern nicht vertraut waren, hätten sie den Ausbruch des Feuers bewirkt. Sofort machten sich die Russen an das Löschwerk. Pferde fehlten, Soldaten zogen die Spritzen und eilten im Sturmschritt zur Feuerstelle. Sie arbeiteten daselbst mit größtem Eifer und verhinderten somit eine weitere Ausbreitung des Feuers, das sehr leicht eine weit größere Ausdehnung hätte erreichen können.

In der Nacht vom 8. zum 9. August wurde ich zu einem russischen Kommandanten nach dem Hofe der Artillerie-Kaserne gerufen. Daselbst lagerten Truppen in Zelten und hatten Feldbäckereien errichtet. Der Kommandant erklärte mir, daß die Wasserleitung plötzlich versage und daß er darin einen Angriff auf die russische Armee erblicke. Ich sei dafür verantwortlich, und ich und die Stadt werden dafür auf die von Rennenkampf in der öffentlichen Bekanntmachung angedrohte Art exemplarisch bestraft werden. Wenn ich nicht binnen zwei Stunden Wasser schaffe, werde er telegraphisch von Rennenkampf die Erlaubnis zur Bestrafung einholen.

Daß eine verbrecherische Handlung vorliege, da die Wasserleitung bis dahin, wenn auch mit vermindertem Drucke, gut funktioniert hatte, war mir klar, ich wollte es aber nicht eingestehen, um Schaden von der Stadt fern zu halten. Ich war überzeugt, daß ich nur durch kühnes Auftreten die Gefahr abwenden könnte.

Ich schrie daher den Kommandanten in Gegenwart seiner Leute, so laut ich konnte, an. Wenn er glaube, daß ich Wasser liefern könne, dann soll er doch nicht zwei Stunden darauf warten, ich stehe hier bereit und bitte jede Androhung einer Strafe als Schreckmittel zu unterlassen. Meine drei Söhne kämpfen als Offiziere für's Vaterland, ich würde es für eine Ehre halten, ihnen mit dem Tode für's Vaterland voranzugehen.

Da die umstehenden Soldaten gespannt zuhörten, war dem Kommandanten mein Anschreien offenbar sehr unbequem, und er erklärte ebenso laut: „Ich werde sofort an Rennenkampf telegraphieren."

Ich schrie nun weiter: „Wenn Sie an Rennenkampf telegraphieren, dann telegraphieren Sie ihm doch auch, daß er sich in mir getäuscht habe, und daß ich des von ihm versprochenen hohen Ordens mit Schwertern unwürdig sei, und telegraphieren Sie ihm weiter, er möchte Regen schicken, denn Gumbinnen brauche Wasser, nicht nur die russische Armee, sondern ebenso die ganze Stadt."

Es war mir nämlich blitzschnell eingefallen, mich als Schützling Rennenkampfs, wegen des Ordens, den er mir versprochen hatte, hinzustellen, wodurch die Drohung mit ihm, vor dem alle Russen einen heillosen Respekt hatten, hinfällig wurde. Auch hatte ich mir schnell eine Erklärung für den Wassermangel erdacht.

Um die Sache aber nicht auf die Spitze zu treiben, erklärte ich nun in sehr gemütlichem Tone, daß Gumbinnen nur durch einfache natürliche Quellen mit Wasser versorgt würde und deshalb sehr oft, wie bei der jetzigen Trockenperiode, das Wasser ausginge, zumal wenn so viel, wie jetzt, von der großen Armee verbraucht würde. Uns Gumbinnern sei eine solche Wasserkalamität eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Deshalb befinden sich auch auf diesem Hofe Brunnen, aus denen sie genügend Wasser pumpen könnten.

Das dürfe nicht geschehen, erwiderte er, bevor ich nicht von dem Wasser getrunken hätte, denn die Brunnen seien wahrscheinlich vergiftet. Ich erklärte so etwas in Deutschland für unmöglich und mich auch zum Trinken bereit, wenn sie das Wasser brauchen wollten. Der Kommandant war nun zufriedengestellt und unterließ die Meldung an Rennen-

kampf. Den nächsten Tag gab es auch schon wieder etwas Wasser.

Ich begab mich nämlich noch in der Nacht zu dem städtischen Rohrmeister, Herrn Schneider, dem die Wasserleitung unterstellt ist und gab ihm den Auftrag, in aller Frühe zu den Wasseranlagen in Gertschen (ca. 7 Kilometer von Gumbinnen) hinaus zu fahren, um die Sache zu untersuchen. Der meldete mir, als er zurückkehrte, es wären die ganz versteckt liegenden Klappen des Wasserbassins geöffnet worden, so daß das Wasser als kleiner Bach nach den Wiesen abflöße. Es wäre offenbar von Leuten geschehen, die in dem leeren Bassin einen bombensicheren Aufenthaltsort finden wollten, wenn Gertschen beschossen würde. Der Rohrmeister schloß die Klappen, ich stellte Wachen aus und allmählich hörte der Wassermangel auf, hatte aber immer noch bei den inzwischen ausgebrochenen Bränden eine größere Ausbreitung derselben zur Folge. Die geschädigte Wasserleitung konnte also große Gefahr bringen.

Eine besonders schwierige Aufgabe erwuchs mir durch die Gestellung von Fuhrwerken. Der Kommandant erhielt den strengen Auftrag dafür zu sorgen, daß für alle Fälle 200 Fuhrwerke Tag und Nacht für etwa plötzlich eintretende Notwendigkeit bereit ständen. Er gab den Auftrag an mich weiter und lehnte es ab, selbst die Fuhrwerke den Amtsbezirken und Ortschaften des Kreises aufzuerlegen. Meine Entgegnung, daß ich nur Gouverneur der Stadt Gumbinnen wäre und den Ortschaften keine Befehle zu erteilen hätte, wies er damit zurück, daß er mir die Berechtigung dazu schriftlich erteilte. Ich bestellte also durch Boten die 22 Ortsvorstände zu mir und setzte ihnen die Aufgabe deutlich auseinander. Es sollte jeder Bezirk gegen zehn Fuhrwerke stellen, wenn es den kleinen Bezirken Schwierigkeiten bereiten sollte, setzte ich auf meine Verantwortung die Zahl auf die Hälfte zurück — ich kannte ja schon den Unterschied zwischen Auftrag und Ausführung. — Die Fuhrwerke sollten früh sechs Uhr kommen und bis zum nächsten Morgen bleiben, die Kutscher also mit Essen für sich und Futter für die Pferde versehen sein. Jeden Tag sollten dann andere kommen und sich ablösen. Auf die Gefährlichkeit der Nichtbefolgung machte ich sie aufmerksam, indem neben Bestrafung eine gewaltsame Requisition durch das Militär bei Weigerung in Aussicht gestellt war. Pünktlich waren am ersten Tage die Fuhrwerke da, und ich konnte es dem Kommandanten melden mit der Bitte, sich zu überzeugen. Das tat er nun nicht. Kutscher und Pferde standen tagüber, von der Untätigkeit ermüdet, da. Als der Abend kam, meldeten sich verschiedene Kutscher, sie

hätten kein Futter für die Pferde. Da gab ich die Erlaubnis, es könnte von jeder Ortschaft einer nach Hause fahren, Futter zu holen, die anderen aber müßten bleiben. Nun betrachtete sich jeder als der Berechtigte nach Hause zu fahren und im Handumdrehen waren alle verschwunden. Den nächsten Tag erschienen überhaupt nur noch vielleicht 60. Ich setzte ihnen das Gefährliche ihrer Handlung auseinander, aber ohne Erfolg, abends waren sie wieder verschwunden. Dann kamen vielleicht immer noch 20, aber auch die rückten abends ab, weil nie einer gebraucht worden war. Da wurde ich nun eines Abends gegen 10 Uhr herausgeholt: Es sollten zwei Wagen einige Damen des russischen Roten Kreuzes nach Insterburg fahren, und „kein Wagen sei aufzufinden", was sehr unangenehm ernst der Kommandant sagte. Da galt es wieder zu lügen.

„Sie müssen unsere ostpreußischen Pferde nicht mit den Ihrigen vergleichen. Ihre können acht Tage lang im Freien in Wind und Wetter und bei magerer Kost stehen. Unsere müssen in Watte gewickelt werden, damit sie sich nicht erkälten. Das wissen die Knechte und bringen sie deshalb die Nacht über in Ställe, sonst sind sie den nächsten Tag lahm und nicht zu gebrauchen." Das half, er war besänftigt, und ich sollte nur schnell die beiden Wagen besorgen. Da war aber guter Rat teuer. Herr Rentier Radtke, der mich in liebenswürdigster und aufopferndster Weise stets unterstützte, ging mit mir auf Suche. Zunächst wandten wir uns an Herrn Bäckermeister Büchler, der ebenfalls aufs zuvorkommendste stets zur Hilfe bereit war, und dessen Verdienste nach Friedensschluß noch zur Sprache kommen werden. Er wußte, wo in der Stadt etwa noch Pferde zu finden wären, aber nirgends wurde uns geöffnet. Die Leute glaubten wohl, die Russen wollten einbrechen und hielten alle Zugänge verrammelt. Nun blieb nur noch übrig, aus der zwei Kilometer entfernten Ziegelei Pferde und Wagen zu holen. Die Stadt zu verlassen, war in der Nacht nicht ungefährlich, beide Herren unternahmen es aber und gestatteten nicht, daß ich mitkam. Ich war allerdings auch schon so müde, daß ich mich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Herrn Radtke kam die Kenntnis der russischen Sprache sehr zu Hilfe, und es gelang ihm die Posten zu passieren, in der Ziegelei die Leute aus dem Schlafe zu erwecken und die Wagen zu besorgen. Ich danke ihm hiermit nochmals.

Wir waren alle von der angestrengten Arbeit von früh bis in die Nacht so abgespannt, daß wir uns in der Regel früh mit den Worten begrüßten: „Gott sei Dank, daß Sie

kommen, Sie sahen gestern abend so angegriffen aus, daß wir glaubten, Sie würden heute zu Bette liegen."

Dabei will ich hier, den Ereignissen vorgreifend, eine Anerkennung unserer Arbeit bekannt geben. Als die „tapferen" Flüchtlinge nach Gumbinnen zurückkehrten, äußerte einer derselben zu Herrn R.: „Sie hatten es wenigstens gut, Sie hatten hier Ihre Beschäftigung, aber wir saßen so in Berlin und hatten nichts zu tun." Das war doch Anerkennung!

Täglich kamen von früh bis spät Bitten um Rat an mich. Alles war in Not und Sorge, und wenn ich auch oft nicht helfen konnte, so konnte ich doch Trost zusprechen und die Hoffnung auf baldige Besserung erwecken, und gestärkt im Vertrauen auf baldige Hilfe, gingen sie nach Hause. Schon wurden Leute auf dem Lande, in der Stadt nur sehr wenige, zwischen 17 und 45 Jahren als Militärpflichtige von den Russen eingezogen — es waren manchen Tag gegen 100. Sie wurden nach Rußland abgeführt. Auch da kamen die Angehörigen mit Bitten, ich möchte doch die Gefangenen befreien, zumal sich das Gerücht verbreitet hatte, es sollten die deutschen Eingezogenen nach kurzer Ausbildung in Rußland gegen die Türken ins Feld geschickt werden. Meinen Bitten um Freilassung konnte der Kommandant nicht entsprechen. Er sagte, er bekomme eine Liste der Eingezogenen und müsse diese weiter abliefern, es stehe also nicht in seiner Gewalt jemanden zu entlassen. Auf meine Frage, ob die Furcht der Leute wegen Verwendung gegen die Türken begründet wäre, versicherte er mir, daß dies Unsinn sei. Es würden die Leute nur in Rußland interniert und würden es dort ganz gut haben; es solle nur verhindert werden, daß sie in das deutsche Heer eingezogen und dann gegen Rußland kämpfen würden. Wir Deutsche machen es im fremden Lande ebenso. Diese Nachricht trug viel zur Beruhigung der Angehörigen bei. Die Frau eines Fleischers aus N. kam besonders mit Bitten um Freilassung ihres Mannes und versicherte, er sei schon 48 Jahre alt, also über das Alter der sonst Eingezogenen (45 Jahr) hinaus. Ich verwandte mich deshalb nochmals beim Kommandanten für ihn, und der ließ ihn vorführen, da es ihm unangenehm war, mir eine Bitte abzuschlagen. Er fragte nun den Betreffenden, ob er Militärpapiere habe. Leider hatte er solche bei sich und daraus ergab es sich, daß er nicht 48, sondern 34 Jahre alt war. Natürlich war mir das sehr peinlich, und hätte der Kommandant mich wegen falscher Angaben zur Verantwortung ziehen können. Aus der Freilassung wurde nichts. Den Leuten, die mit den Wagen in die Stadt kamen, riet ich, es sollten sich alle jungen Männer möglichst versteckt halten und stets mit einem Stocke, sich lahm stellend, herumgehen. Sie

sollten dann, wenn sich die russische Patrouille über die vielen Lahmen wundere, sagen, daß alle irgend Gesunden schon eingezogen seien und nur Lahme zurückgelassen seien. Es soll vielfach geholfen haben. Große Dankbarkeit legten die Landleute an den Tag, da sie sahen, mit welcher Teilnahme man ihnen zu helfen suchte. Auf der Straße wollten mir einige aus Dankbarkeit die Hände küssen. Solche Tatsachen entschädigten für die viele anstrengende Tätigkeit, indem sie den Beweis lieferten, daß man Gutes gestiftet habe.

Ich hatte an alles zu denken. Als ich gleich am zweiten Tage meiner amtlichen Tätigkeit die Versammlung einberief, waren auch Frauen dazu erschienen. Ich ließ dieselben aber nicht in den Saal hinein, um Störungen zu verhüten. Der Augenschein lehrte mich aber, daß in kurzer Zeit Entbindungen nötig sein würden. Ich erkundigte mich also, da Aerzte in der Stadt nicht da waren, ob eine Hebamme zurückgeblieben sei. Als ich von einer solchen erfuhr, ließ ich sie zu mir kommen, versicherte sie jeden Schutzes und jeder Unterstützung und reichlicher Belohnung für ihre Tätigkeit und verpflichtete sie schon aus Hinsicht auf ihr Christentum und ihr wichtiges Amt unbedingt in Gumbinnen zu bleiben. Sie versprach es und hatte auch öfters in Tätigkeit zu treten. Eines Abends, als ich ermüdet nach Hause gekommen war, meldete sich eine Frau aus Kulligkehmen damit, daß eine junge Frau daselbst, deren Mann im Felde sei, in der nächsten Nacht ihr erstes Kind erwarte. Ich nannte die Adresse der Hebamme. Nach kurzer Zeit kam sie aber zurück, die Frau liege krank zu Bett und komme nicht mit. Da mußte ich mich also wieder auf den Weg machen; durch gütliches Zureden und Erinnerung an ihre hohe Pflicht und Zusicherung doppelten Honorars, weil es unter erschwerenden Umständen nach auswärts gehe, gelang es mir, sie zum Mitgehen zu bewegen. Sie sollte als Zeichen ihres Amtes ihre Instrumente, wenn sie angehalten würde, vorzeigen und in Kulligkehmen über Nacht bleiben, da eine Rückkehr in der Nacht zu gefährlich war. Wenn sie die Vorposten nicht durchließen, sollten sie mich holen kommen. Es ging aber alles glatt von statten.

Als zu Beginn des Krieges unsere Truppen nach der Grenze hinzogen, wurde ihnen auf dem Bahnhofe von jungen Damen, die mit dem roten Kreuz gezeichnet waren, reichlich Speise und Trank (Kaffee) angeboten. Sie lehnten zum Teil ab, mit der Begründung, daß sie ja schon in Insterburg zur Genüge gesättigt seien. Als dann die Russen anrückten und die vielen Verwundeten kamen, waren die jungen Damen alle verschwunden. Zwei andere übernahmen die Aufgabe des

Roten Kreuzes und waren Tag und Nacht um die Verwundeten tätig. Den Soldaten des Roten Kreuzes wurde anbefohlen, binnen zwei Stunden Gumbinnen zu verlassen, widrigenfalls sie gefangen gesetzt würden. Das russische Rote Kreuz würde in Tätigkeit treten. Wie mir der Kommandant sagte, seien alle Rotkreuzler Spione, und leider wurde mir auch mitgeteilt, daß einer von ihnen einer Roten-Kreuz-Schwester erzählt hätte, wenn sie in größerer Zahl einem russischen Posten begegnen, nehmen sie das Rote Kreuz ab und nehmen die Russen gefangen. Es läuft dies natürlich nur auf eine unangebrachte Renommisterei des Soldaten hinaus. Den jungen Damen hätte ihr Verbleiben in G. auch nichts genützt, wenigstens hätten sie als Rote Kreuz-Schwestern nicht tätig sein dürfen. Dazu kamen Damen aus Rußland, die übrigens sehr tüchtig gewesen sein sollen. Eine, eine bildhübsche Blondine, schien einem höheren Stande anzugehören. Nur Fräulein Fischer durfte wegen ihrer außerordentlichen Leistungen noch einige Tage in Tätigkeit bleiben und begleitete auch die Verwundeten mit dem Zuge nach Kybarty. Die Verwundeten waren auf offenen, kleinen Wagen auf Stroh gebettet und mit Decken bedeckt. Auch eine junge Dame war dabei, die ich in den ersten Tagen kennen lernte. Sie hatte die Erlaubnis erhalten, ihren Mann ins Feld zu begleiten, und befand sich bei den Herren des Stabes. Sie war an beiden Beinen schwer verwundet, und Fräulein Fischer meinte, sie würde wohl schon auf dem Transport nach Rußland sterben.

Am 2. September kam gegen Abend Zahnarzt Kapp aus Ragnit mit drei anderen Herren, alle mit dem Roten Kreuz versehen, an und fragte uns, ob sie in Gumbinnen beschäftigt werden könnten. Er käme aus Kraupischken, wohin er mit den drei Herren von Ragnit geschickt worden wäre. In Kraupischken gebe es aber im Lazarett keine Beschäftigung mehr und stellen sie sich hier zur Verfügung. Ich riet ihnen ernstlich, sofort umzukehren, da sie in Gumbinnen nicht beschäftigt würden und der großen Gefahr der Verhaftung ausgesetzt seien. Zwei Herren folgten meinem Rat und fuhren gleich wieder zurück. Herr Kapp und einer blieben aber und wollten den nächsten Tag nach Insterburg. Herr Kapp verlangte von mir einen Passierschein, den ich ihm auch umso mehr gerne gab, als er sich als ehemaliger Student der Königsberger Universität und Mitglied des Corps Masovia legitimierte. Meinen Rat, sich stets im Gasthause versteckt zu halten, befolgte der Begleiter Kapps nicht, sondern besah sich abends noch die Stadt. Die Folge war, daß beide verhaftet wurden. Alle meine Bemühungen, sie zu befreien, blieben erfolglos. Der Kommandant erklärte, sie seien Spione und

schnitten die von den Russen gelegten Telegraphen-Drähte ab; sie müßten zur Untersuchung vor Rennenkampf gebracht werden. Daß sie ihr ordentliches Essen und ihre Sachen aus dem Hotel bekamen, dafür sorgte Herr Rendant Hundsdörfer. Sonnabend, den 5., rief mich der Kommandant in sein Amtszimmer und sagte: „Nun haben wir den Beweis, daß Ihre Rotkreuzler Spione sind. Kommen Sie mit." Da saßen um einen Tisch vier Herren in verschiedenen Uniformen. Einer von ihnen war wohl ein Auditeur. Denn ein solcher schickte mir kürzlich aus Moskau einen Gruß, und ich bin mir nicht bewußt, anderweitig mit einem derartigen Herren zusammen gekommen zu sein. Alle rauchten lebhaft Zigaretten und starrten auf eine Generalstabskarte, die den Tisch bedeckte. Es war eine große Manöverkarte. Auf meine bescheidene Anfrage, woher sie dieselbe hätten, wurde mir die Antwort: „Die haben wir aus Berlin bezogen, zum Teil ließen wir die Namen russisch eindrucken". Dann wurde mir ein Blatt vorgelegt, das allerdings merkwürdig aussah. Roh gezeichnet waren auf einer Seite die Chausseen, die von Gumbinnen über Mallwischken, Kraupischken, Pillkallen bis Eydtkuhnen führten, und die Entfernungen zwischen den Orten angegeben. Die Orte, wo die schrecklichen Gefechte der Schlacht bei Gumbinnen stattgefunden hatten, waren besonders durch Kreuze bezeichnet worden, und an vier Stellen waren russische Namen eingetragen. Auf zwei besinne ich mich, Großfürst Johann und Oleg Konstantinowitsch. Auf der Rückseite des Blattes waren Zeichnungen von Säulen, Kapitälen u. dergl. Wieder sagte der Kommandant: „Da sehen Sie Ihre Rotkreuzler. Das ist der Weg, den sie gemacht haben und nun zeigen Sie uns einmal die Orte auf der Karte." „Die Karte reicht nicht so weit" sagte ich, als ich sie besehen hatte. Das wollten sie nicht glauben und schüttelten den Kopf. Endlich gelang es mir einen, der sich gewissermaßen als der intelligenteste zeigen wollte, mittelst eines Streichholzes die auf dem Blatt angegebenen Entfernungen auf der Karte abzumessen und dadurch den Beweis zu liefern, daß die Orte nicht mehr darauf sein könnten. „Was halten Sie von dem Blatte?" „Ich kann es mir nicht erklären. Es müssen die Herren vernommen werden." Jedesmal folgte nun auf meine Frage oder Antwort ein langes stumpfsinniges Hinbrüten; das gab mir so ein Bild von der russischen Gemächlichkeit in unteren und mittleren militärischen Kreisen, wie ich es mir auch vorgestellt hatte.

Auf mein wiederholtes Verlangen, Herrn Kapp zu verhören, wurde hereingeführt Herr Tischlermeister Kindermann. Auf meine Frage, wie er zu dem Blatte mit dem auf-

gezeichneten Wege gekommen wäre, erzählte er mir folgendes: Ein russischer Offizier sei am Abend vorher zu ihm gekommen. — Ich hatte ihn übrigens selbst getroffen, als er zur Bismarckstraße hereingeritten kam und ihn zu Kindermann geschickt, als er mich fragte, wo er Särge kaufen könnte. — Er habe vier Zink- und Holzsärge bestellt und die Orte angegeben, wohin sie am nächsten Tage gebracht werden sollten. Ein Klempner zum Verlöten sollte mitkommen und die Särge sollten dann von Eydtkuhnen nach Petersburg geschickt werden. Herr Kindermann schickte die Särge mit seinem Sohne voraus, weil der Wagen langsam fahren mußte, und er wollte einige Stunden später nachfahren. Der Sohn hatte ihm zu diesem Zwecke die Wege aufgezeichnet und gleich bis Eydtkuhnen, weil von dem letzten Schlachtfelde der Weg dahin näher war, als nach Gumbinnen. Als Herr Kindermann dann aber abfahren wollte, wurde er angehalten und wegen der bei ihm gefundenen Karte verhaftet. In dem Kampfe bei Gumbinnen waren in der Tat viele vornehme Russen aus den Garderegimentern gefallen, deren Leichen nach Rußland gebracht werden sollten. So fand die ganze Sache, die den Kriegsrat stundenlang beschäftigt hatte, eine so einfache Lösung, und Herr Kindermann durfte seinem Sohne nachfahren. Man traute aber immer noch nicht ganz — das russische Gewissen war doch zu schlecht — Kindermann durfte nicht nach Eydtkuhnen fahren, sondern sollte nach Gumbinnen zurückkommen, damit man sich von der Wahrheit seiner Angaben überzeugen könnte.

Ich versuchte aus dieser einfachen Lösung für Herrn Kapp etwas herauszuschlagen, konnte aber nichts erreichen. Er wurde zum Verhör nach Insterburg transportiert und dann nach Sibirien geschickt. Hoffentlich kommt er von dort gesund zurück.

Daß mit dem Roten Kreuz in der Tat Unfug getrieben wurde, daß sich Mädchen, Kellnerinnen, ohne jede Berechtigung damit ausputzten, um ungehindert böses Wesen zu treiben, davon hatte ich später als deutscher Bürgermeister einen Beweis. Es kamen nach dem Einzug unserer Truppen, als das richtige Rote Kreuz noch nicht zurückgekehrt war, eine Frau zu mir, mit der Anzeige, daß zwei Rotekreuzlerinnen zu ihr gekommen wären und die Schlüssel zu der Wohnung eines Offiziers, der bei ihr wohnte und gefallen war, verlangten, da sie Verwandte seien und den Nachlaß ordnen wollten. Als sich die Frau weigerte, drohten sie die Tür einzubrechen. Da ging die Frau mit ihnen in das Zimmer, wo die fremden Mädchen etwas herauswühlten, dann weggingen und sagten, sie würden nachmittags wiederkommen. Die Frau holte sich

nun bei mir Rat. Ich nahm ihr die Schlüssel ab und sagte ihr, sie sollte den Mädchen sagen, ich sei gekommen, die Wohnung wegen der notwendigen Einquartierung zu besichtigen, und habe den Schlüssel in Verwahrung genommen, sie möchten sich ihn bei mir holen.

Ich wollte sie verhaften, sie kamen aber nicht.

Ebenso machte es einen unangenehmen Eindruck auf die Gumbinner, als nach Einzug der Deutschen, aber vor Rückkehr der Abteilung des Roten Kreuzes ein Herr, der sicherlich nie Verwundete berührt hat, mit einem leuchtenden Roten Kreuz in den Straßen herumstolzierte. Er war gekommen, sein Geschäft zu revidieren. Ernstlich wurde ich aufgefordert, ihn zur Rechenschaft zu ziehen wegen unbefugten Tragens der Binde, da in Gumbinnen kein Rotes Kreuz existierte. Jedenfalls hatten wir alle das Gefühl, daß nur im Sinne des Roten Kreuzes bei der Krankenpflege tätige Personen und auch nur am Orte und bei Anlässen ihrer Tätigkeit das Kreuz tragen dürften, nicht auch auf größeren Reisen in andere Ortschaften.

Es würde diese Bestimmung sehr zur Hebung des Ansehens des Roten Kreuzes dienen.

Etwa $1^1/_2$ Wochen nach Einzug der Russen kam ein russischer Zivilbeamter, der sich als Landrat des Kreises Gumbinnen vorstellte. Er konnte nur wenig Deutsch, hatte aber einen deutsch sprechenden Sekretär. Beide waren unsympathische Menschen. Er mischte sich gern in die Verwaltung der Stadt ein und kam mit allerhand kleinen Bestimmungen. Glücklicherweise schien er dem Kommandanten auch nicht sehr zu gefallen und suchte ich den immer als meinen nächsten Vorgesetzten vorzuschieben, wenn er etwas von mir verlangte. Er hatte wohl eigentlich keine Strafgewalt und aus seinem Drohen mit dem Kommandanten machte ich mir nichts, da ich den auf meiner Seite glaubte, doch war ihm die Polizei ebenso unterstellt, wie dem Kommandanten.

Ich verlangte nun von ihm, daß er für die Gestellung der Fuhrwerke zu sorgen hätte, er übergab mir aber ein Verzeichnis der Amtsbezirke mit Angabe der Wagenzahl, die jeder zu stellen hätte, und gab mir den schriftlichen Befehl der Wagenstellung an die Amtsbezirke mit Androhung strengster Strafen im Falle ihrer Weigerung. Die Benachrichtigung mußte ich besorgen.

Er verlangte auch Einsicht in unsere Einnahmen und Ausgaben. Die durften wir ihm, wie wir meinten, nicht verweigern. Wir argwöhnten aber eine Beschlagnahme der Kasse. Deshalb verfiel Herr Rechnungsrat Meier auf eine

ausgezeichnete List, die aber zunächst unter uns beiden geheim blieb. Unter dem Vorwand, eine genaue Zusammenstellung zu machen, legte er ein zweites Kassenbuch an; das für uns bestimmte mit richtigen Einnahmen und Ausgaben, Bestand gegen 40000 Mark, das für den Landrat bestimmte mit weniger Einnahmen und größeren Ausgaben, so daß die Kasse nur wenig über 1000 Mark enthielt. Es war ein gewagtes Stück und konnte uns eine Anklage wegen schweren Betruges zuziehen, aber, „gewagt, gewonnen" dachten wir. Zu einer nochmaligen Revision der Kasse kam es aber nicht mehr, da wir von den Russen bald befreit wurden. In der Nacht vom Freitag zu Sonnabend verließ der Herr Landrat die Stadt, Mittwoch vorher aber befahl er mich zu sich und teilte mir sehr feierlich mit, daß er von S. M. dem Zaren zum Gouverneur der Kreise: Gumbinnen, Insterburg, Pillkallen, Stallupönen und einiger anderer, aber nicht Tilsit, ernannt sei, also eine Stelle gleich der unserer Regierungspräsidenten bekleidete.

Mittwoch teilte er mir also mit, daß er Gouverneur des Gouvernements Gumbinnen sei, Donnerstag begegnete ich ihm mit seinem Sekretär, als ich mittags mit Herrn Rechnungsrat Meier nach Hause ging. Der Sekretär trug eine große schwarze Aktentasche. Er kam auf uns zu und sagte: „Bitte überzeugen Sie sich, daß ich nichts genommen habe, daß ich in der Tasche nur Papiere habe." Wir wurden beide schamrot. Der Regierungspräsident entschuldigte sich, weil er eine Tasche bei sich führte, daß er kein Dieb sei. Wir sagten, wir seien davon selbstverständlich überzeugt, daß nur Aktenstücke in der Tasche seien. Er befahl aber dem Sekretär, die Tasche zu öffnen, und nahm die Papiere heraus und zeigte, daß nun die Tasche leer sei. Wir mußten hineinsehen. Stolz ging er dann weiter, wir aber sagten: „Herrgott, was ist das für ein Land, in dem ein höherer Beamter es als selbstverständlich annimmt, daß er für einen gemeinen Dieb gehalten werde, wenn er eine volle Tasche über die Straße trägt."

Wie gering auch übrigens die Bürger Gumbinnens die Ehrlichkeit und Pflichttreue der russischen Truppen einschätzten, dafür mag folgendes Beispiel dienen: Ein russischer Kavallerist kam mit einem schönen Pferde angeritten. Da holte der Bürger schnell sein Pferd aus dem Stalle und sagte zum Russen: „Komm wir wollen tauschen, ich geb Dir noch drei Rubel." Der Russe schüttelte den Kopf. „Ich geb Dir fünf Rubel." Der Russe schüttelte wieder. „Ich gebe Dir zehn Rubel." Auch da weigerte sich der Russe noch und ritt ruhig weiter. Für eine Beleidigung hatte er den Vorschlag nicht angesehen. Ich fragte unseren Gumbinner, warum er

tauschen wollte. Da sagte er: „Das war ein schönes Pferd und meines zieht nicht, vielleicht läßt es sich aber gut reiten."

Aus den Mitteln, die uns aus dem Gelde der geöffneten Geschäfte zuflossen, hatten wir, wie wir uns einigten, nur das Recht, Aufwendungen für Gumbinnen und seine Einwohner zu machen. Oft genug aber kamen Arme aus anderen Kreisen, die wir dann abweisen mußten, da höchstens für kurzen Aufenthalt in Gumbinnen Gelegenheit und Nahrung gegeben werden konnte. Manchmal wurde es uns recht schwer und griffen wir in die eigene Tasche, um den Notleidenden zu helfen. Leider hatten wir nur alle selber wenig. Unsere Ersparnisse waren mit den Sparkassen fortgeschafft und das Vierteljahr und damit das Gehalt zu Ende. Besonders wird mir eine arme junge Frau aus Eydtkuhnen im Gedächtnis bleiben, deren Mann auch im Kriege war und die von dort weg mußte, als die Kämpfe dort stattfanden. Sie war in Gumbinnen von einem Kindchen entbunden und wußte nicht wohin. Die Leute, bei denen sie zuerst untergekommen war, waren auch geflohen. Da brachte ich sie in eine andere Familie, und ich muß zum Lob der armen Leute sagen, daß sie alle, selber in Not, jedem Notleidenden gern Hilfe gewährten. Nur um 50 Pfennige für den Tag bat die Eydtkuhnerin, als ich sie fragte, was sie zum Unterhalt brauchte, damit würde sie sich völlig beköstigen können, und dann gleich nach Eydtkuhnen zu Fuß zurück, wo sie vielleicht Beschäftigung finden würde. Ich behielt sie wenigstens acht Tage zurück und steckte ihr jedesmal, wenn ich sie sah, ein Geldstück in die Hand, weil sie mir unendlich leid tat, und so gern sich selbst ihren Unterhalt erwerben wollte, ohne irgend zur Last zu fallen.

Das Geld für unsere Ausgaben verschafften wir uns also durch den Verkauf der Waren aus den geöffneten Läden. Die Ausgaben bestanden in den Gehältern für die mit dem Verkauf beschäftigten Personen, dem Lohn für die Straßenarbeiter, dem Lohn für die städtischen Beamten und die in den Wohlfahrtsküchen angestellten Personen, dann für Brot ꝛc. und sonstige Unterstützungen und Remunerationen.

Herr Rechnungsrat Meier hielt täglich über Einnahmen und Ausgaben genaue Abrechnung. Im wahren Sinne des Wortes arbeitete er im Schweiße seines Angesichts, wenn er täglich die Erlöse aus etwa zehn Geschäften in den verschiedensten russischen und deutschen Geldsorten einnahm und die Ausgaben an gegen 100 Personen abführte. Es handelte sich dabei um große Summen. Die Einnahmen und Ausgaben an einzelnen Tagen betrugen bis je 1000 Mark, im

ganzen wurden während der dreiwöchigen Russenherrschaft, den Rubel zu 2 Mark berechnet, 54575 Mark eingenommen, ausgegeben wurden rund 8770 Mark, also konnte der Stadtkasse nach Rückkehr der Beamten 45700 Mark abgeliefert werden. Herr Rechnungsrat Meier hat sich durch seine aufopfernde Tätigkeit große Verdienste erworben und mir unausgesetzt durch seinen trefflichen Rat meine Amtsführung wesentlich erleichtert.

Wie in Ägypten nach den sieben fetten Jahren die sieben mageren folgten, so ging es uns mit dem russischen Militär. Während die ersten Regimenter musterhafte Disziplin hielten und nicht den geringsten Schaden verursachten, im Gegenteil uns in der Aufrechterhaltung der Ordnung unterstützten, wurden die folgenden Truppen immer minderwertiger. Als die Offiziere sich verabschiedeten, sagten sie uns: „Nun kommen Truppen aus der Moskauer Gegend, da werden Sie etwas erleben, Sie tun uns leid.“ Und so war es auch. Schon äußerlich unterschieden sie sich. Klein, mit breiten stumpfsinnigen Gesichtern und schiefen Augen und unsauber gekleidet, unterschieden sie sich von den stattlichen Gardesoldaten, und die neu ankommenden waren immer schlechter, als die abgezogenen. Zuletzt waren es nicht mehr Leute, die den Namen Soldaten verdienten, sondern nur Räuber, glücklicherweise feige, die sofort flohen, wenn auch nur ein Einzelner von uns kam, statt uns niederzuschlagen. Auch kamen sie, Gott sei Dank, nicht auf den Gedanken, wenn sie geplündert hatten, Feuer anzulegen, offenbar freilich wohl aus Furcht, daß dann strengere Bewachung eintreten und sie im Plündern mehr gehindert würden. Sie brachen in die Häuser nicht von der Straße aus ein, so daß man äußerlich nichts merken konnte. Von hinten stiegen sie in die Gärten, da von Zaun über Zaun in die Höfe und durch die oft sehr engen Fenster in die Keller. Da suchten sie zunächst Getränke, dann ging es treppauf in die Wohnungen. Hier revidierten sie zunächst die Speisekammer, dann die Zimmer. Sie rissen alle Schränke und namentlich die Schreibtische auf. Was verschlossen war, wurde aufgeschlagen. Sie suchten hauptsächlich nur Geld, das andere warfen sie nur wild durcheinander. Zivilkleider nahmen sie auch vielfach, manchmal auch Wäsche. Die Betten zerschnitten sie öfters, weil sie zwischen den Federn Geld vermuteten. Auch verunreinigten sie vor ihrem Abzuge sehr häufig die Wohnungen. Als ich mich dieserhalb bei einem Offizier beklagte, sagte er mir: „Wie die Iltisse und Marder den Ort ihres Raubes verunreinigen, um sich durch den Gestank vor Verfolgung zu schützen, so sei es bei den Räubern

ein Aberglaube, daß man sich durch Verunreinigung des Ortes vor Entdeckung schütze." Widerlich war der Anblick, wenn man in die verwüsteten Räume kam, wenn dann aber alles aufgeräumt war, stellte es sich meist heraus, daß der Schaden verhältnismäßig gering war. Außerhalb der Stadt war das Rauben ärger. Tag und Nacht kamen aus Rußland Wagen mit Munition und Bagage für die Truppen. Unheimlich klang in den Nächten das ununterbrochene, monotone, hohe „Ho, Ho" der Wagenführer. Leer fuhren sie dann zurück und beluden sich mit allem Möglichen, oft unbrauchbaren Sachen, wie Teilen von Nähmaschinen und dergl., aber auch mit guten Möbeln. Die russische Polizei war machtlos, es hätte eben jedes einzelne Haus bewacht werden müssen, denn alles waren Räuber, und bald hatten sie alle Schleichwege ermittelt, um schnell entfliehen zu können. Über hohe Zäune kletterten sie schnell hinweg, wenn sie sich nicht oft schon vorher Öffnungen geschaffen hatten. Wurde einer trotzdem erwischt, so wurde er streng bestraft. Auf dem Hofe des Magistratsgebäudes auf eine Bank gelegt, erhielt er auf den entblößten Körper wohlgezählte Hiebe. Aber die Polizisten sagten: „Was nützt es, kaum kann er sich rühren, stiehlt er von neuem." Es herrschte eben Zügellosigkeit. Ein Teil der Offiziere war ihrer Leute würdig. Als ich einem Leutnant gegenüber die geringe Disziplin tadelte, sagte er: „Was, keine Disziplin? Wozu haben wir denn die Revolver." Und in der Tat hatten sie die immer gleich bei der Hand und bei den Befehlen hielten sie oft dieselben den Leuten vor den Kopf. Geschossen hat keiner, und es machte diese geradezu kindische Spielerei mit der Schießwaffe einen widerlichen Eindruck. Ebenso widerlich sah es aus, wenn selbst höhere Offiziere in ihren Stiefelschäften stets eine Knute trugen, von der sie recht oft Gebrauch machten.

Als ich dem Kommandanten meldete, daß in den Keller der Konditorei N. eingebrochen wäre und geraubt würde, kam er sofort mit. Einige der Kunden merkten ihre Entdeckung, kamen schnell heraus und wurden mit Hieben empfangen. Da suchten die anderen durch den Laden der Buchhandlung S. ihren Ausweg. Mit voller Kraft sprang der erste durch das Schaufenster, daß die Splitter des Glases weithin den Bürgersteig bedeckten, zwei andere folgten. Der letzte wurde erwischt und erhielt unbarmherzige Hiebe vom Kommandanten, und, wenn der müde war, von einem seiner Begleiter. Die anderen waren wie vom Erdboden verschwunden, da wir ihnen nicht so schnell nachlaufen konnten. Die niederen Offiziere dieser Mannschaften waren nicht viel besser. Sie stahlen nicht, sondern suchten sich Andenken, die sie z. T. auf

Wagen wegschafften, wie ganze Kartons mit Korsetts und seidene Blusen. Wenn sie bezahlen sollten, sagten sie: „Wir werden bezahlen, wenn wir wiederkommen" oder zogen ihre Revolver: „Hier ist die Bezahlung." Die Polizei verweigerte es, einzuschreiten, indem sie sagte: „Es sind Offiziere, da dürfen wir nichts sagen." Der herbeigeholte Kommandant sagte: „O, die Herren werden schon bezahlen" und ließ sie ihr Wesen treiben. Er war eben machtlos.

Wenn übrigens die Soldaten zu Prügelstrafen verurteilt wurden, geschah die Bestrafung in folgender Weise: Die in der Nachbarschaft einquartierten Soldaten, gegen 200, mußten antreten und einen Halbkreis bilden. Der Verurteilte wurde aus der Zelle herausgeholt. Diese hatte unter normalen Verhältnissen Platz für höchstens acht Mann, war aber mit etwa 20 besetzt, die also eng nebeneinander auf Stroh lagen. Der Verurteilte war nur mit Hemd und Hose bekleidet. Er mußte sich nun auf eine gewöhnliche Bank hinlegen, so daß der Kopf über die vordere Kante hinwegragte, dann wurde ihm die Hose herunter, das Hemd hinaufgezogen. Die Arme mußte er unter die Bank strecken. Den rechten nach links und umgekehrt, so daß er die Bank umklammerte. Die Hände wurden von zwei Soldaten gefaßt und angezogen, so daß die Brust unbeweglich fest auflag. Die Füße wurden auch von zwei Soldaten festgehalten, so daß der ganze Körper sich nicht bewegen konnte. Dann wurde der Kopf herabgedrückt, so daß die Kehle durch die Bankkante zusammengedrückt wurde, damit der Mann nicht schreien konnte. Auf der einen Seite stand ein Offizier oder Wachtmeister, auf der anderen ein Unteroffizier mit der fünfstrahligen Knute. Der Vorgesetzte zählte nun langsam die Zahl der bestimmten Hiebe, und der andere verabfolgte weit ausgeholte Schläge. Jeder Schlag ließ rote Spuren zurück, die blutig wurden, wenn sie frühere Stellen trafen. Erhielt einer zehn Schläge, das gewöhnliche Maß, so konnte er noch, sich krümmend, weggehen, waren es mehr, einmal 20, dann humpelte er nur mit Mühe in das Gefängnis zurück. Es wurden manchmal zehn Mann hintereinander gestraft, wegen Diebstahls, Trunkenheit und namentlich in Trunkenheit erfolgter Unbotmäßigkeit.

Die Strafen sollten auf die zuschauenden Soldaten abschreckend wirken. Uns boten sie ein ekelhaftes Schauspiel.

Mehrfach sollen Einwohner der Nachbarschaft die russischen Räuber unterstützt und ihnen angegeben haben, wo viel zu rauben wäre, ihnen dann geraubte Sachen, z. B. einen Anzug für 50 Pf. abgekauft haben. Auch gingen sie selber mit auf Raub aus. So wurden in dem Geschäft des

Herrn S. in der Wilhelmstraße mehrere halbwüchsige Burschen von 14 bis 16 Jahren dabei erwischt, wie sie sich mit Stemmeisen bemühten, den Geldschrank zu öffnen. Eine sofort verabreichte tüchtige Tracht Hiebe war der nächste Lohn, leider entkamen sie aber dann, so daß ihre Namen wohl nicht festgestellt werden können. Als Herr Rendant Hundsdörfer im Ehmerschen Grundstücke eine raubende Menge Soldaten bemerkte und einige festnehmen wollte, fielen sie, von übermäßigem Wein- und Schnapsgenuß ermutigt, über ihn her, zerrissen ihm die Kleider, so daß er sich schnell zurückziehen mußte, um nicht erschlagen zu werden.

Auch auf mich kam, als ich einer Plünderung in der Volksschule entgegentrat, eine größere Zahl losgestürzt. Da ich aber auf die Straße trat, blieben sie zurück. Es war offenbar der Mut der Räuber gewachsen, so daß sie zu Angriffen übergingen, da sie merkten, daß sie straflos blieben.

Die Unsauberkeit dieser Leute spottet jeder Beschreibung. Die ersten sauberen Mannschaften der Garderegimenter hatten sich die Stelle des Flusses oberhalb der Brücke zwischen Kirche und Promenade als Badeplatz auserlesen, und wimmelte es da den ganzen Tag von badenden Soldaten. Die späteren befriedigten ihre etwaigen Reinigungsbedürfnisse hauptsächlich an der Pumpe auf dem Hofe des Magistratsgebäudes. Ihre Hemden waren mit einer Kruste von Läusen überzogen. Sie wurden naß gemacht, die Läuse dann mit einer Bürste abgeschabt, das Hemd ausgewunden und naß wieder angezogen. Die vorhandenen Klosetts, deren Benutzung und Einrichtung den Russen oft unbekannt gewesen sein mag, waren alle verstopft und schauderhaft verunreinigt; ebenso die Küchen in den Kasernen. Als nun unsere Truppen mit den vielen Gefangenen einzogen, mußten diese die Entfernung des von ihren Kameraden verursachten Schmutzes vornehmen, zum Teil, da es an dem nötigen Handwerkszeuge fehlte, mit den bloßen Händen.

So wäre es wohl schlimm geworden, wenn nicht der baldige Abzug erfolgt wäre. Aber der nahe Kanonendonner und die vielen Flieger am 10. kündigten uns schon eine Wendung zum Besseren an, und am 11. fanden wir, als wir unsere Amtszimmer im Magistratsgebäude aufsuchten, die Zimmer der russischen Kommandantur schon leer; in der Nacht waren sie abgezogen. So hatte also auch die Amtstätigkeit des russischen Bezirk-Gouverneurs ein schnelles und schandvolles Ende gefunden.

Den ganzen Tag fuhren nun Bagage- und Munitionswagen durch die Stadt der Stallupöner Chaussee zu. In den Fluß warfen sie Kisten mit Infanteriemunition und Granaten.

Es mußte nachher der Fluß abgelassen werden, und wurde die Munition herausgeholt, damit später Unglück vermieden würde. Sicherlich enthält aber der Fluß noch manches unversehrte Geschoß. Zwischen den Wagen und auf den Bürgersteigen rannten Soldaten, wild mit scheuem Blicke. Es war ein widerlicher Anblick. Sie hatten ihre Waffen weggeworfen, die Kleidung war höchst mangelhaft, viele hatten keine Kopfbedeckung, einige liefen barfuß. Die Verwundeten nahmen sie aber alle mit sich fort und ebenso noch alles, was sie irgend aus dem Lazarett wegschleppen konnten.

Leider mußte ich auch einem Bewohner von N. zu einem Paß ins Jenseits verhelfen. Gleich nach Einzug der Russen erließ ich den Befehl, alle Waffen abzuliefern. Sie wurden mit den auf den Schlachtfeldern aufgelesenen Gewehren usw. auf die Kommandantur gebracht, auf Wagen geladen und fortgeschafft. Haussuchungen nach Waffen fanden nicht statt, wer also seine Jagdgewehre versteckt hatte, konnte sie auch behalten, lief also nur Gefahr, wenn aus seinem Hause geschossen worden wäre und deshalb Untersuchungen stattgefunden hätten. Aus einzelnen Geschäften, in deren Schaufenstern Jagdflinten waren, wurden diese genommen. Die Besitzer hatten sich also auch nicht die Zeit genommen, wenigstens diese offenbar während feindlicher Besatzung verbotenen Waffen zu beseitigen. Daß die Waffen genommen würden, lag auf der Hand, und sollten die Besitzer keinen Ersatz als Kriegsschaden zu beanspruchen haben.

Ich sollte die dazu gehörigen Patronen vernichten lassen. Ich ließ sie aber nur verschließen und kümmerte mich dann nicht mehr darum. Wenn sie also nachher nicht gestohlen wurden, so sind sie den Besitzern erhalten geblieben.

Jeder Angriff auf das russische Militär war von Rennenkampf mit dem Tode bedroht, und die Ortschaft, in der es geschah, sollte niedergebrannt werden. Ein Anschlag an der Ecke, daß es so der Ortschaft Gr. Rominten ergangen wäre, zeigte, daß die Drohung keine leere war.

Eines Tages hörte ich nun von meiner Wohnung aus in N. schießen. Ich lief sofort hin, um mich zu erkundigen, was das zu bedeuten hätte. Da erfuhr ich, daß ein durch seine Wildheit bekannter und meist betrunkener Mensch Gewehr und Patronen eines in der Nähe gefallenen Postens geraubt hätte und nun sein Unwesen damit trieb. Er prahlte, er würde jeden Russen, der in das Dorf käme, erschießen, und schoß tatsächlich wiederholt in die Luft, um die Bewohner zu erschrecken. Ich ging also zum Kommandanten und nahm eine Wache von fünf Mann mit. Wir umstellten das Haus

und holten den betrunkenen Mann heraus. Das Gewehr wurde uns aus dem Nachbarhause abgeliefert und die Nachbaren bezeugten, daß er geschossen hätte. Gleichzeitig baten sie, ich möchte ihn doch hängen lassen, weil er sonst alle ins Unglück brächte, auch würde er mir auflauern und mich totschlagen. Als ich ihn abführen lassen wollte, bat er noch einmal in seine Wohnung zurückkehren zu dürfen. Ich ließ das Haus umstellen und ihn zurückgehen. Da seine Schuld erwiesen war, er also eine sehr strenge Strafe zu gewärtigen hatte, glaubte ich, er wolle sich vielleicht derselben irgendwie durch freiwilligen Tod entziehen und wollte ihn daran nicht hindern. Er kam aber gleich mit einer vollen großen Schnapsflasche zurück und tat daraus zum Gaudium der Soldaten einen sehr kräftigen Schluck. Ich lieferte ihn nun dem Kommandanten ab, erklärte aber, daß er alles nur im Delirium begangen habe, daß seine Drohungen nur leere Prahlerei gewesen wären, bat aber, daß er wenigstens für längere Zeit unschädlich gemacht würde. Der Kommandant lachte und sagte: „Der kommt zur Verurteilung nach Rußland und wird Sie nicht mehr belästigen." Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht, kann es mir aber denken.

Brände, die unter dem herrschenden Wassermangel leicht großen Umfang annehmen konnten, haben in der Stadt unter den obwaltenden Verhältnissen anfangs wenige stattgefunden. Der erste schon erwähnte in der Friedrichstraße war nachweislich durch Unvorsichtigkeit von deutschen Flüchtlingen veranlaßt und wurde durch russisches Militär gelöscht.

Dann brannten Scheunen an der Darkehmer Chaussee ab. Über die Ursachen ließ sich nichts ermitteln, doch darf man es nicht ohne weiteres den Russen in die Schuhe schieben, da Scheunen so nahe der Stadt auch in Friedenszeiten gefährdet sind. Ebenso verhielt es sich mit zwei Feuern in der Wilhelmstraße auf der rechten Seite vom Markt aus. Dagegen müssen die Brände in Annahof und der Eisengießerei in der Königstraße und in der Wilhelmstraße auf der linken Seite den Russen unbedingt zur Last gelegt werden. Sie besaßen Zündpäckchen von dünnen, gelbbraunen Zelluloidstreifen, etwa 30 cm breit und 20 cm lang, die angezündet eine furchtbare intensive Flamme entwickelten.

Nun wurde mir auf meine Forschung nach der Ursache der Brände von glaubwürdigen Zeugen — die Phantasie spielt in solchen unruhigen Zeiten eine gewaltige Rolle — berichtet, sie hätten gesehen, wie die Russen das Geschäft am Stallupöner Tor plünderten, die Waren den draußen stehenden Zuschauern zuwarfen, dann Flüssigkeiten ausgossen und den

Laden ansteckten. Ebenso sahen welche, wie Russen bei der eiligen Flucht in der Königstraße im Geschäft des Herrn St. ein Fenster einschlugen und brennende Zünder hineinwarfen. Wären ihnen unsere Truppen nicht so schnell auf dem Fuße gefolgt, hätten die Russen wohl noch manches Grundstück angezündet. Andererseits muß aber dem Umstand Rechnung getragen werden, daß bei der allgemein herrschenden Nervosität Sachen behauptet wurden, die sich nur als eingebildet erwiesen. Gerade auch in bezug auf die Brände machten glaubwürdige „Augenzeugen" ganz entgegengesetzte Angaben.

Bevor die Russen abzogen, hatten sie ihre Fahnen entfernt. Solche befanden sich am Kaiserhof, wo der Stab einquartiert war, am Eingange des Magistratsgebäudes und hoch oben am Turme desselben. Das Blau war so dunkel, daß man es fast für schwarz halten konnte — und wäre die Reihenfolge der Farben nicht eine andere gewesen (weiß-blau-rot), so hätte man sie für deutsche Fahnen halten können. Die Fahne am Turm war eine sogenannte Siegesfahne. Sie hing an der aufrecht stehenden Stange lang herab und hatte russisch und deutsch aufgedruckt: „Siegesfahne." Der Magistratsbote Thiel meldete uns nun, in der Nacht gegen zwei Uhr hätten die Russen plötzlich alle ihre Akten auf bereitstehende Wagen gepackt und seien schnell abgezogen. Der Wachtmeister hatte sich von Thiel noch durch einen Faustschlag ins Gesicht verabschiedet, als Dank für eine dreiwöchige Beköstigung. Thiel fragte ihn nämlich: „Na, wohin geht es denn so schnell?" „Wir rücken nach Insterburg vor." „Sie werden es wohl vorziehen, nach Rußland zurückzukehren." Dafür ein Faustschlag.

In dem Spritzenhause auf dem Hofe des Magistratsgebäudes waren über 200 Soldaten untergebracht. Sie schlachteten im angrenzenden Garten Rinder für die Garnison und bereiteten sich in der Feldküche ihr Essen selbst. Rinder waren stets in größerer Anzahl — bis 20 vorhanden. Sie bekamen weder Futter noch Wasser und brüllten vor Hunger und Durst. Ging der Vorrat zu Ende, wurden frische von den Feldern herbeigeführt. Für den Kommandanten und seinen Leutnant, die in dem Nachbarhause in der Privatwohnung des Bürgermeisters einquartiert waren, bereitete die Tochter des Thiel das Essen, und es bekam auch der oben genannte Wachtmeister unentgeltlich seine Mahlzeit.

Von jeder Speise mußte Thiel einen Bissen, der ihm zugereicht wurde, essen, ebenso mußte er von den Weinen, obwohl er die verkapselten Flaschen erst in Gegenwart der

Herren öffnete, ein Glas trinken und wurde dabei scharf beobachtet, ob er etwa eine Miene verziehe. Selbst von dem Schnaps, den sie aus Rußland bezogen, mußte er einen Schluck zu sich nehmen, ehe sie ihn tranken. So groß war die Angst vor Vergiftung. Der Schnaps war so stark, daß Thiel sich fast den Schlund verbrannte, die Herren gossen aber, der Reihe nach aus demselben Glase trinkend, ein volles großes Weinglas ohne zu schlucken hinab.

Thiel war die ganzen drei Wochen, ebenso seine Tochter und sein Enkelsohn Helmut, ein sehr gewecktes Jüngling, den ich zu meinem zweiten Sekretär ernannt hatte, nicht aus den Kleidern gekommen. Jede Nacht wurde er, oft mehrmals, herausgerufen, wenn die geringste Kleinigkeit nicht ganz in Ordnung war oder irgend etwas fehlte. Seine Tochter bezahlte die unaufhörliche Sorge um das Leben ihres Vaters mit dem Tode. Sie starb plötzlich wenige Wochen nach dem Abzug der Russen.

Die Deutschen zogen Sonnabend den 12. ein, zuerst einzelne Patrouillen, dann geschlossene Züge, Ulanen und Infanterie. Unter den ersteren befand sich auch ein Radfahrer. Zwei in der Garnisonbäckerei beschäftigte Russen hatten sich bei dem Abzuge der Ihrigen verspätet und ahnten nicht die schnelle Ankunft unserer Truppen. Sie glaubten, der Radfahrer komme allein und schossen auf ihn, glücklicherweise ohne zu treffen. Als schnell dem Radfahrer nachrückende Soldaten herbeieilten, suchten sie sich in die Bäckerei zu retten, wurden aber ergriffen und nach dem Markt geführt. Hier hatte eine Abteilung des 32. Regimentes Aufstellung genommen, und seine Kapelle spielte patriotische Lieder. Die beiden Russen wurden sofort vernommen und, da ihre Schuld erwiesen war, gleich auf dem Markte an der Tür des Bäckermeisters Stejuhn erschossen. Der eine, ein schmächtiger schwarzbärtiger Mann, erhielt einen Schuß hinter das Ohr und war sofort tot, der andere, ein dicker, stumpfsinniger Kerl, mongolischer Rasse, einen Schuß mitten durch die Brust. Er fiel auch sofort um, aber nach etwa 10 Minuten fing er an sich zu bewegen und sich von einer Seite auf die andere zu wälzen. Ich holte einen Ulan herbei, der gab ihm vom Pferde aus noch zwei Stiche, tief in den Leib hinein. Blut floß nicht aus der Uniform heraus, und er war nun tot.

Plötzlich kommt ein Reiter auf mich zugesprengt. Das war mein Sohn, Adjutant bei dem Stabe der 1. Reserve-Division. Er hatte sich auf einige Stunden von dem zwei Meilen entfernten Quartier beurlaubt, um mich zu besuchen. Wir gingen nach Hause und weihten die zwei Stunden

unseres Zusammenseins dem Andenken an seinen jüngeren, am 15. August gefallenen Bruder, unter dessen Porträt, das er von sich selber gemalt hatte, wir saßen. Wir gedachten auch der lieben Unsrigen in der Ferne. Der Zwillingsbruder des Gefallenen, Marine-Stabsarzt auf S. M. S. „Vulkan", harrte mit Ungeduld auf das Zeichen zum Angriff gegen die Engländer. Die Mutter war in Berlin beim Roten Kreuz beschäftigt.

Auf dem Rückwege zu seinem Quartier wurde der einsame Reiter von den Landleuten allenthalben zur Vorsicht ermahnt, weil es überall in jedem größeren Gebüsch noch versteckte Russen gäbe. Später besuchte ich meinen Sohn in Rußland in Mazucin. Ein Wagen vom Divisionsstabe nahm mich mit, als ich nach Eydtkuhnen gefahren war, um das Grab meines jüngeren Sohnes zu besuchen.

Der erste Adjutant gab mir einen Brief und eine Depesche für seine Frau mit. In demselben Zimmer, in dem wir zusammen saßen, wurde er wenige Tage später von einer Schrappnellkugel getroffen. Zurück mußten mich wegen der Nähe feindlicher Patrouillen zwei Soldaten mit geladenem Gewehr begleiten, und an demselben Abend fanden dort noch zwei feindliche Überfälle statt.

Sonntag, den 13. September wurde ich, da die städtischen Behörden noch nicht zurückgekehrt waren, von dem Herrn Regierungspräsidenten zum stellvertretenden Bürgermeister Gumbinnens ernannt. Es rückten an diesem Tage viele Truppen durch Gumbinnen hindurch. Besonders ein Regiment, das aus der Richtung Darkehmen kam, war sehr ermattet. Da kamen nun an der Brücke viele Frauen mit Eimern Wassers herbei, die sie fortwährend neu füllten. Kinder schöpften daraus Gläser und reichten sie den Soldaten, die in der Stadt nicht Halt machten. Andere Frauen und Mädchen holten aus dem Kaiserhof Brot. Anfangs gab es noch belegte Schnitten, dann Butterbrot, bis aller Vorrat erschöpft war. Ich schickte mein Mädchen zum Bäckermeister Büchler nach Brot und gab ihr Geld zum Bezahlen. Andere Mädchen schlossen sich an. Das Geld brachte sie zurück. Herr Büchler gab den ganzen Vorrat an Brot für unsere braven Truppen gern dahin. Ich schnitt dicke Scheiben und brach sie quer durch, denn es mußte schnell gehen. Es wurden neue Mengen Brotes geholt. Das war soeben aus dem Backofen geholt und noch ganz heiß. Es ließ sich nicht schneiden. Da riß ich es in Stücke, die an die Soldaten verteilt wurden, die es hastig aufaßen.

Die Stadt erhielt nun auch reichliche Besatzung. Die erschöpften Soldaten verlangten zur Erholung Zigarren. Ein Laden wurde vom Inhaber geöffnet, der noch einen großen Vorrat enthielt, aber für die Zigarren wurden 15 Pfennige

genommen. Da die Verkaufsstelle sehr eng war, besorgte in der Regel einer gleich den Einkauf für mehrere. Wenn er dann den ungeheuren Preis für eine Handvoll hörte, erbleichte er. Derart ist der Sold deutscher Soldaten nicht, daß sie 15-Pfennig-Zigarren rauchen können. Einer der Soldaten erklärte, er kenne die Sorte, sie werde in Berlin für $7\frac{1}{2}$ Pfennig verkauft.

Es hatte in der Stadt in der letzten Zeit der Russenherrschaft Mangel an verschiedenen Sachen geherrscht. Besonders wurde Kaffee von den armen Leuten verlangt. Man durfte es aber nicht als Unverschämtheit auffassen, in solchen Zeiten der Not nach einem solchen Luxusartikel zu verlangen. Es ist einmal Kaffee das übliche Getränk der Armen. Auf die Güte kommt es dabei nicht an, nur auf die Menge. Ich riet ihnen daher, Gerste oder Hafer zu rösten und als Kaffee zu verwenden. Mit dieser Auskunft waren sie sehr zufrieden. Bedenklicher war der Mangel an Salz. Salz existierte gar nicht mehr. Wenn jemand noch einige Gramm hatte, dann brachte er im geheimen seinem besten Freunde einen Fingerhut voll. Als aber die Russen wegzogen, machten wir eine prächtige Entdeckung. Sie hatten in einem Speicher wohl über 150 Zentner Salz gelagert. Das belegten wir mit Beschlag, gaben davon unentgeltlich allen Bewohnern der Stadt und gaben Säcke an die benachbarten Dörfer und Güter zur unentgeltlichen weiteren Verteilung. Das Salz war etwas grobkörnig und grau, aber rein von Geschmack.

An Petroleum herrschte auch großer Mangel, dem konnte aber glücklicherweise abgeholfen werden. Herr Oberstleutnant N., dem das Autowesen des I. Armeekorps unterstellt war, brachte mir den Auftrag, die Privatautos mit Beschlag zu belegen, nicht damit sie für die Armee gebraucht würden, sondern damit das vorhandene Benzin nicht unnütz verbraucht würde. Dann sagte er, er wollte gern in Gumbinnen eine Benzinniederlage für das Korps einrichten, die Insterburger gäben sich aber alle Mühe, daß die Niederlage in ihre Stadt käme. Ich sagte, ich wisse einen guten Platz für diese Niederlage und führte ihn zu den Petroleumtanks an der Bahn vor dem Goldaper Tor, die von den Eisenbahnwaggons aus direkt gefüllt werden könnten. Der Oberstleutnant war erfreut über den Fund und belegte die Tanks für die Militärbehörde. Ich sollte sie sofort öffnen und in Stand setzen lassen. Da fanden wir den einen Behälter noch mit Petroleum gefüllt und richteten eine Verkaufsstelle ein, wo jeder einen Liter für einen angemessenen niedrigen Preis erhalten konnte.

Auf dem Boden der Gasanstalt erbeuteten wir nagelneue russische Mäntel, noch zu je zehn Stück verpackt, wohl über 1000 Stück. Außerdem fanden wir mehrere Waggon-

ladungen Mehles vor, die wir mit Beschlag belegten und davon an die Bäcker und einzelnen Verkaufsstellen abgaben. Das Militär fand russische Vorräte aller Art in den großen Speichern in der Moltkestraße.

Die Russen hatten sich, wie in allem, auch in bezug auf Lebensmittel für den Krieg aufs reichlichste vorbereitet. Auf der Holzwiese neben dem Kirchhofe war ein großes Zeltlager aufgeschlagen, und hatten sie eine Feldbäckerei dabei errichtet mit festen aus Lehm aufgebauten Öfen. Herr Rechnungsrat Meier konnte auf seinem Wege in unser Bureau den Platz übersehen, und meine erste Frage an ihn war es immer: „Sind die Zelte noch da." Auf den Abbruch rechneten wir als Zeichen des Rückzuges der Russen.

Da in Kriegszeiten Phantasie und Leidenschaften entfesselt werden, so arten sie oft in wunderbarer Weise aus. Zwei Herren, von denen der eine mir als russischer Dolmetsch gedient hatte, und einer der Kaufleute, dem wir die Verteilung von Waren (Mehl, Salz) übertragen hatten, wurden mir als russische Spione angezeigt. Der erste sollte die Russen auf junge Leute aufmerksam gemacht haben, die sie als Militärpflichtige abführen könnten. Der andere sollte den Russen bei ihrem Einzuge Aufschlüsse gegeben haben. Obwohl ich von der völligen Grundlosigkeit der Anklage überzeugt war, mußte ich sie doch den Herren mitteilen. Im ersten Falle handelte es sich darum, daß der betreffende Herr zwei auf der Straße in der Nähe der russischen Wache herumvagabundierende junge Leute gewarnt hatte, sich öffentlich zu zeigen, sie könnten sonst abgeführt werden, und hatte dabei auf die Russen gezeigt. Die beiden Gesellen waren mir schon bekannt. Sie hatten mich um eine Bescheinigung gebeten, mit einem Fuhrwerk die Schlachtfelder in der Nähe zu besuchen, um noch herumliegende Leichen zu begraben. Das verlangten allerdings die Russen von den heimkehrenden Flüchtlingen. Diesen beiden war es aber, meiner festen Überzeugung nach, nur um Plünderung zu tun. Ich wies also die Anklage zurück.

Der andere Herr war, weil er vor dem Tore der Stadt wohnte, als die Russen einzogen, aus seiner Wohnung durch eine Patrouille herausgeholt und befragt, ob deutsche Truppen in der Stadt wären und noch nach einigen anderen mehr gleichgültigen Sachen. Er erklärte, die Truppen wären abgezogen, und wurde er noch eine Weile bewacht, um sofort niedergeschossen zu werden, wenn seine Angaben falsch wären. Angezeigt hatten ihn jetzt Leute, die sich bei der Verteilung von Waren durch ihn benachteiligt glaubten. Von irgend welchem

Verrat war keine Rede. Auch diese Anklage wies ich also kurzer Hand zurück. Die Anzeiger beruhigten sich aber nicht und wandten sich an die Militärbehörde. Diese mußte natürlich die beiden Herren verhaften. Auf meine Bürgschaft hin wurden sie aber sofort entlassen.

Die Hauptverdienste des Herrn Rendanten Hundsdörfer können erst nach Beendigung des Krieges der Öffentlichkeit übergeben werden. Mit welcher Aufopferung seiner persönlichen Sicherheit er handelte, diene als Beispiel: Als die Russen einzogen, floh zu ihm ein schwer verwundeter Feldwebel und bat um Aufnahme, damit er nicht den Russen in die Hände fiele. Herr Hundsdörfer nahm ihn auf, obwohl er wußte, daß Todesstrafe dafür festgesetzt wäre. Auch ein zweiter, noch schwerer verwundeter Soldat bat in Gegenwart des russischen Arztes um Aufnahme. Als sich Herr Hundsdörfer an den Arzt um die Erlaubnis zur Aufnahme wandte, antwortete der: „Erlauben darf ich es nicht, aber, was Sie tun, brauche ich nicht zu sehen. Der Mann ist indeß so schwer verwundet, daß Sie ihn nicht heilen können. Ich gebe Ihnen aber mein Wort, daß er bei uns die beste Pflege haben wird." Herr Hundsdörfer konnte diesen also nicht aufnehmen. Als die Wunde des vorher Aufgenommenen schlecht wurde, wandte sich Herr Hundsdörfer wieder an den russischen Arzt, der im Lazarett zu Gumbinnen tätig war. Er kam zwar selber nicht, hätte sich damit ja auch eines Kapitalverbrechens schuldig gemacht, gab aber antiseptische Verbandsstoffe her und gestattete stillschweigend einer Schwester vom Roten Kreuz die Behandlung. Nach Einzug der Deutschen konnte der Feldwebel die gastliche Stätte verlassen, während der ganzen Russenzeit hatte ihn Herr Hundsdörfer verborgen gehalten.

Unsere Tätigkeit in Gumbinnen wurde jetzt zwar weniger gefährlich, aber keineswegs eine geringere. Es handelte sich hauptsächlich um Besorgung von Quartieren und Bespeisung von Gefangenen, und das mußte dann oft sehr schnell gehen. Da kam um 6 Uhr früh eine Depesche an, daß um 10 Uhr 800 Russen zu bespeisen wären, oder spät abends, daß am nächsten Tage 3000 Mann Russen verpflegt werden sollten.

Es galt dann immer schnell alles zu besorgen, und bei den weiten Wegen und der allgemeinen Abspannung war es oft eine recht schwere Aufgabe. Besonders unangenehm wurde es, wenn mit Mühe und Not das Essen für 1000 Mann bereitet war, und diese dann nicht ankamen, sondern gleich nach Insterburg weiter befördert waren.

Ein auch zwei Tage konnte das Essen in den Kesseln wohl aufbewahrt werden, dann aber mußte ich für andere

Verwendung sorgen und schließlich froh sein, wenn ich es durch unentgeltliche Verteilung los wurde.

800 Mann wurden von acht Ulanen und zwei Feldgendarmen nach dem Hofe der Ulanenkaserne eingeliefert und in dem Reitsaal untergebracht. Die Gendarmen erzählten mir, als sie den großen Trupp ankommen sahen und sich natürlich zurückziehen wollten, gaben diese ihnen ein Zeichen, daß sie sich ergeben wollten, und tatsächlich warfen sie die Waffen fort und hoben die Hände in die Höhe. Ich trat nun zu den Gefangenen und fragte, ob einer Deutsch verstände. Da sprang einer hervor und sagte: „Ich kann russisch, deutsch und jüdsch". Nun fragte ich, warum sie sich hätten gefangen nehmen lassen. Da sagte er: „Wir wollen keinen Krieg, wir wollen keinen Krieg", und ein anderer kam hervorgesprungen und rief: „Wir haben alle denselben Gott, wir wollen uns nicht töten". Da sagte ich: „Das ist brav, dafür sollt ihr gleich gutes Essen haben. Wenn alle Russen so schön dächten, wäre der schreckliche Krieg bald zu Ende".

Als eine Nachricht von der Bespeisung von 3000 Russen spät abends eintraf, saß ich mit den beiden Offizieren des Kommandos auf dem Infanterie-Kasernen-Hofe todmüde auf einem Stuhl mit drei Beinen und einem darüber gelegten Brett. Wir berieten, was zu machen wäre. Zunächst schickten wir nach den Frauen, die kochen sollten. Da erfuhren wir, daß die Küchen von den Russen absichtlich fußtief verunreinigt wären. Es mußten also die Gefangenen erst die Reinigung besorgen. Dann bestimmten wir das Essen: Russischer Buchweizenbrei — es war aber nicht Buchweizen, wie es allgemein genannt wurde, sondern eine Hirseart — mit Schweinefleisch. Das Schwein mußte aber erst noch geschlachtet werden, und mußte ich mich noch nach Schwein und Schlächter umsehen. Da es aber schon spät war, hatte ich niemand mehr zur Hilfe. Herr Leutnant Bode erinnerte sich des Abends und schickte mir aus Polen eine Karte mit einem Gruß aus Kolo.

Für den Unteroffizier Rennspieß vom Kürassier-Regiment 6, 6. Eskadron, reichte ich bei seinem Regiment folgenden Bericht ein:

„Sonnabend, den 12. September, ca. $4^1/_2$ Uhr nachmittags ritt Unteroffizier Rennspieß mit zwei Kürassieren östlich von Gumbinnen bis Sadweitschen, um sein Regiment aufzusuchen, da er seine Schwadron infolge Aufenthalts bei der Brotausgabe verloren hatte.

Als die drei Mann von auf der Chaussee reitenden Ulanen erfuhren, daß auf dieser Straße keine Kürassiere vorbeigeritten und zu finden wären, ritten sie rechts ab, um südlich ihr Regiment aufzusuchen. Sie kamen dabei an den Fluß

Pissa. Vom jenseitigen Ufer winkten Leute mit weißen Tüchern und bezeichneten ihnen die Stelle, wo sie durch den Fluß reiten könnten. Als sie bei ihnen waren, sagten sie, daß auf der Bahnstrecke hinter Sadweitschen russische Bagage stände, bereit gestellt, um auf die Bahn verladen zu werden.

Rennspieß ritt nun mit seinen zwei Mann nach der angegebenen Richtung und fand daselbst unbespannt zehn Bagage- und neun Munitionswagen und eine Lokomotive. Als Bewachung für die Wagen waren fünf russische Infanteristen und mehrere Kosaken. Außerdem kamen noch zwei Mann hinzu, die schnell auf die Lokomotive sprangen und mit ihr abfuhren. Rennspieß mit seinen zwei Leuten saßen nun ab und gaben Feuer. Da warfen sich die fünf Infanteristen in den Graben und die Kosaken sprengten davon. Die Infanteristen krochen nach einem nahe gelegenen Neubau und versteckten sich daselbst. Aus der Ferne zeigten die deutschen Leute durch Zeichen an, wo die Russen sich versteckt hätten. Die Kürassiere ritten nun heran und fanden die Russen. Sie ergaben sich. Unsere drei Mann untersuchten das Haus und fanden die fünf Gewehre und Munition. Die Gewehre vernichteten sie. Die Gefangenen nahmen sie mit und durchforschten nun die Bagagewagen. Da fanden sie Munition für Infanterie und Artillerie, Heu, weiße Wäsche u. dergl. Es kam nun ein Reserveleutnant vom 32. Regiment hinzu. Sie teilten sich in die Beute und schrieben ihren Namen und ihr Regiment auf die Wagen. Die Einwohner der nächsten Ortschaften kamen mit Wagen heran und holten sich die Futtervorräte. Das andere blieb stehen. Der Leutnant war mit seinen Leuten abgerückt und die Kürassiere zogen mit den Gefangenen nach Gumbinnen, wo sie sie dem Wachtkommando ablieferten und dem Kommandanten anzeigten, daß auf der Bahnstrecke sich Munitionswagen befänden."

Donnerstag, den 17. kam Herzog Ernst von Meiningen mit seinem Stabe und einer Brigade an. Einer der Adjutanten war ein Gumbinner Kind, der Sohn des ehemaligen Predigers Heinrici aus Gumbinnen, späteren Superintendenten in Goldap und Königsberg. Die Leute sollten in Bürgerquartieren untergebracht werden. Namentlich waren viel Pferde vom Stabe, eine Kavallerie- und große Artillerie-Abteilung unterzubringen. Herr Hinz mit seiner Ortskenntnis leistete mir da besondere Hilfe mit der Angabe, wie viele Pferde auf den einzelnen Grundstücken untergebracht werden könnten. Auf meine Bemerkung, daß die Wohnungen verschlossen seien und ich sie erst öffnen lassen müßte, wurde mir entgegnet: „Das schadet nichts, wenn sie verschlossen sind, die Soldaten öffnen sie sich selbst".

Inzwischen waren von den Einwohnern Gumbinnens schon viele zurückgekehrt. Eine größere Zahl der Kaufleute zogen in ihre Läden ein. Es wurde ihnen mitgeteilt, wieviel sie von der allgemeinen Kasse als Erlös für ihre Waren zu bekommen hätten. Einige waren, wie wir das vorher schon vermuteten, unzufrieden, weil zu billig verkauft worden wäre. Statt sich zu freuen, daß sie überhaupt etwas gerettet vorfänden, während sie es vorgezogen hatten, ihr Besitztum im Stiche zu lassen, wollten sie den Beleidigten spielen, wurden aber gründlich zurechtgewiesen.

Die Wohlfahrtsküchen waren eingestellt und die fernere Arbeit waren also nur die Verwaltungsgeschäfte, wenn auch schwieriger, doch nicht mehr ungewöhnlicher Natur. Daher wurde bei uns, zumal infolge der allgemeinen Abspannung der Wunsch sehr rege, wir möchten von den Ämtern entbunden werden. Es meldete sich nun bei mir am 18. September der zweite Bürgermeister, Herr Schön. Ich beauftragte ihn, möglichst schnell zu dem Präsidenten zu gehen und ihm meinen Wunsch zu übermitteln, mich vom Amte zu entbinden und ihn wieder einzusetzen. Das geschah, und am 19. September, also genau nach vier Wochen Tätigkeit, erhielt ich meine Entlastung.

Herr Oberregierungsrat Johannssen sprach mir im Namen des Herrn Präsidenten den Dank der Regierung aus und entband mich von meinen Pflichten unter Überreichung eines Schriftstückes folgenden Inhalts:

Gumbinnen, den 19. September 1914.

Euer Hochwohlgeboren haben Sich in uneigennützigster, aufopfernder Weise beim Einrücken der Russen in die Stadt Gumbinnen der Führung der Verwaltungsgeschäfte der Stadt unterzogen und der hier verbliebenen Bevölkerung wertvolle Dienste geleistet. — Mit dem Wiedereintreffen des Bürgermeisters Schön entbinde ich Sie hiermit von der Geschäftsführung, indem ich Ihnen namens der Staatsregierung Dank und volle Anerkennung für Ihre Arbeit ausspreche und der Bitte Ausdruck gebe, diesen Dank auch Ihren treuen Mitarbeitern zum Ausdruck bringen zu wollen.

Der Königliche Regierungspräsident.
J. V.
Johannssen.

L. S.
Herrn Prof. Dr. Müller
hier.

Meinen Amtsgenossen sprach ich für ihre Unterstützung meinen innigsten Dank aus. Dann übergab Herr Rechnungs-

rat Meier und ich die Kasse und alle Belege für Einnahmen Herrn Bürgermeister Schön in Gegenwart des Stadtverordnetenvorstehers Wölbing unter Aufsetzung eines entsprechenden Protokolls.

Der Kassenbetrag betrug in russischem Gelde 6615 Rubel $61^1/_2$ Kopeke, in deutschem Gelde 32469,86 Mark. Sie wurden im Kassenschranke des Gaswerks untergebracht.

Wir verabschiedeten uns nun von einander. Wir waren glücklich, daß es uns gelungen war, Ordnung in der Stadt zu erhalten, daß die Stadt von Bränden verhältnismäßig wenig gelitten, daß kein Einwohner an seinem Leibe Schaden erlitten hätte, daß keine Geiseln fortgeführt wurden, daß der Stadt keine Kontribution auferlegt wurde. Besonders froh aber waren wir, daß wir nun unsere Ämter los waren, denn unsere Nerven waren durch die rastlose Tätigkeit aufs äußerste abgespannt.

Möchte Gumbinnen von einer ähnlichen Zeit immer verschont bleiben.

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

Hartungsche Buchdruckerei, Königsberg i. Pr.